Kleine
Romanenbibliothek
von und für Damen.

Dritte Lieferung.

Kleine Erzählungen

von

Caroline Baronin de la Motte Fouqué.

Lo 255

Berlin,
bei Ferdinand Dümmler,
1815.

Kleine Erzählungen

von

der Verfasserin

des Rodrich, der Frau des Falkensteins, der Briefe über weibliche Bildung u. s. w.

Berlin,
bei Julius Eduard Hitzig.
1811.

Kleine Erzählungen

von

Caroline von Fouqué.

An die Leselustigen.

Seht hier ein Zelt zu eurer Lust errichten,
Sein Teppich ruht zu Füßen euch und oben,
Drauf manch' Geblüm, von Frauenkunst gewoben,
Umstralt den Grund verflochtener Geschichten.

Vernehmt in Güte, was sie euch berichten,
Im Bilderlesen sei eu'r Fleiß zu loben;
Wohl mancher Spiegel liegt darein verschoben,
Zu Spiel' und Tausch mit euren Angesichten.

Es stellt, die Dame heißt so laub'gem Garten,
Nach alter Art am Eingang euch zu dienen,
Mich ihren Pagen hin, Sonett geheißen.

Willkommen denn, die würz'ger Beete warten,
Und mögen euch die Blumen, edle Bienen,
Anlocken, und der Winterzeit entreißen.

Otto Heinrich Graf von Loeben.

Arnold und Marie.

Früh am Morgen schlich sich Arnold, ein junger Hirt, leise von seines Weibes Seite zur Hütte hinaus. Sorgfältig hob er die Thür beim Eröffnen, und lehnte sie nur an, ohne sie zu schließen, aus Furcht, die schlafende Marie und ihren alten Vater zu erwecken. Geschäfte führten ihn zur entlegnen Stadt, von wo er noch gern vor Abend zurückkehren wollte, Marien zu Liebe, die es so gern sah, wenn Alle nach gethaner Arbeit beisammen waren, und Arnold auf seiner Schalmei des Vaters Abendlied begleitete. Am Tage ließen ihr die Kinder wenig Ruhe. Auch war sie von Natur betriebsam, an bewegliche Thätigkeit gewöhnt, und pflegte daher wohl zu sagen: daß sie nur Abends feiern und sich ihres Glückes freuen möge, wenn sie Gott all' ihre Sorgen ans Herz gelegt, und er seine Engel gesandt habe, um mit den Kindern im Schlafe zu spielen. Arnold gedachte dessen beim Erwachen, und machte sich sofort auf den Weg. Ein lauer Sommer-Morgen duftete ihm erquicklich entgegen, Laub und Gras regte sich frisch und lebendig.

Arnold sah mit gesunden Sinnen in die Welt und freuete sich an Allem was Gott dem Menschen zur Lust erschuf. Er athmete recht aus froher Brust, wie er jetzt das erwachte Leben überschaute. Dicht an der Hütte rauschte aus hoher Felswand ein Bach, der seinen Silberschaum kräuselnd durch das grüne Thal sandte. Die weichen, runden Wellchen netzten fast Arnolds Füße, dessen Weg drüber hin über ein schmales Brett führte. Unwillkührlich mußte er das helle Wasser ansehn. Sein eigen Antlitz leuchtete ihm so vergnüglich und lockend aus den Fluthen zurück, daß er rasch die Kleider abwarf, und die rüstigen Glieder behaglich in dem wogenden Bett regte und dehnte. Ihm ward so leicht und wohl, das leise Flüstern des Wassers klang fast wie ein Wiegenlied, so daß er die Zeit beinah verträumt hätte. Denn als er sich endlich aufraffte, das lockige Haar getrocknet, die Kleider übergeworfen hatte und mit schnellem Schritt den Felspfad hinanging, flammte ihm die Sonne schon hochroth entgegen. Er blieb überrascht stehn. Die glühende Scheibe funkelte recht. Das bedeutet Unwetter, dachte er in sich, und schlechten Heimweg! aber es war dennoch prächtig anzusehn, er konnte die Blicke nicht abwenden. Da rief es von der Hütte her: guten Morgen Arnold! bleib nicht zu lange aus, es giebt heute noch Sturm

und viel Regen, der Raubvogel zieht gewaltig! Arnold wandte sich, Mariens Vater stand vor der Thür, aber seine Augen waren vom hellen Sonnenglanz geblendet, es flimmerte ihm davor, er sah die ganze Hütte in Feuer, und wie der alte Hirt sprach, kam es ihm vor, als zuckten kleine Flammen durch seinen weißen Bart. Er fuhr wohl mit der Hand über die Augen; grüßte den Vater und sagte ihm, seinetwegen außer Sorgen zu sein; aber es tanzten lange noch tausend Lichterchen vor ihm her, und die Grasspitzen sahen so golden aus, als wäre in der Nacht ein Goldregen gefallen. „Dummes Zeug!" rief er, als sich endlich das Glinzern verlor, und ihm dabei allerlei wunderliche Geschichtchen einfielen, von Goldkörnern und goldnen Flachsknötchen und dergleichen, wie sie in alten Sagen zu finden sind. „Das ist „anjetzt vorbei! Da kann eins lange wandern, ehe „sich so ein Dings zeigt. Die hat unser Herr „Gott wohl alle in die Erde verscharrt, damit sie „der Mensch erst mühsam 'raus arbeiten soll." Bei dem Arbeiten fiel ihm sein heutiges Tagewerk ein. Er wollte in der Stadt einen Esel kaufen, um Holz und andern nöthigen Bedarf, den sie sehr beschwerlich den steilen, im feuchten Wetter schlüpfrigen, Fußpfad hinuntertragen mußten, bequemer einzubringen. Es freute ihn in der Seele, daß

Marie und der alte Jakob diesen ersten Schritt zu größerer Bequemlichkeit durch seinen Beistand erlangt hatten, je daß sie ohne ihn wohl gar heruntergekommen und verarmt wären. Er gedachte des Abends, wo er das erstemal als ein fremder armer Bursche in die Hütte trat und um ein Nachtlager bat. Marie ließ eben eine schwere Bürde Holz von ihrem Rücken zur Erde sinken, der Alte lag schon seit Wochen krank am Kamine. Er klagte über Frost. Marie tummelte sich rasch, sie schürte das Feuer an, reichte dem Vater in einem kleinem Gläschen ein paar Tropfen Wein, indem sie ermunternd rief: nicht wahr, das stärkt? Nun seht, den habe ich dort im Pfarrdorfe für ein Billiges erhandelt, thuts Euch wohl, so schaff' ich wohl mehr. Drauf wandte sie sich zu ihrem Gaste, und während sie ihm Brod und Milch zutrug und das erforderliche Geschirr in einem sauber gehaltenem Schränkchen nachwies, bat sie ihn, sich selbst zu bedienen, indem sie der rückkehrenden Heerde entgegen müsse. Es thäte Noth, setzte sie hinzu, daß ich jetzt doppelt wäre! denn alles geht zurück und leider seh ich's kein Ende. Er nun ließ Alles stehn und liegen, und ging Marien zur Hand. Das Vieh sah erbärmlich aus, zum Theil war es verhütet, oder durch Unachtsamkeit zu Schaden gekommen. Der träge Hirt schlenderte nachläßig

hinterdrein und ließ gehn und kommen was eben wollte. Arnold hingegen war gewandt, aufmerksam und zeigte sich überall bedienstlich. Marie maaß und erwog ihn mit schnellem Blick, und als er des andern Tages weiter zieh'n wollte, schlug sie ihm vor, noch etwas zu verweilen, bis der Vater hergestellt sei und der gewohnten Arbeit selber vorstehn könne. Er hatte auch auf der Welt nichts Besseres zu thun, da er, eine obdachlose Waise, seinen schlimmen Brodherrn jetzt auf gut Glück verlassen hatte, und zur Zeit kein Unterkommen wußte. So blieb er denn, und blieb bis zu dieser Stunde. Es waren seitdem sieben Jahr verflossen, Marie war sein Weib geworden, und hatte ihm zwei bildschöne Knaben geschenkt. Des Himmels Segen schien mit ihm in die Hütte gekehrt zu sein. Der alte Jakob lebte wieder auf, besorgte sein Gärtchen, spielte mit den Enkeln, und sah jeden Abend an ihrer Hand die glatten, fetten Rinder mit inniglicher Freude in den Stall ziehn.

Jetzt nun, da sich die rüstigen Eheleute ein Sümmchen erspart hatten, und Arnold bei wachsendem Wohlstande zum erstenmale in seinem Leben mit vollem Beutel einherging, mahnte ihn die alte Zeit, auf sie zurückzusehn, und die sieben Jahre gingen noch einmal an ihm vorüber. Als er sich darauf im dichten Gebüsch unter einen schatten-

reichen Eichbaum setzte, sagte er vergnügt in sich selbst: ja, ja, so kommen uns die rechten Goldkörner! man findet sie nicht gleich, aber sie bleiben auch dafür länger bei uns! Indem er nun so saß, und auf dem wohlgelegten Grunde immer weiter in die Zukunft hinein bauete, fielen seine Augen auf etwas Glänzendes, das im Grase blinkte. Er theilte mit seinem Stock das Gras voneinander und fand ein kleines goldnes Kreuzchen, das, an einem schwarzen Bande befestigt, auf niedrem Gebüsch hängen geblieben war. Nu wahrhaftig! rief er, da habe ich doch wirklich was Kostbares gefunden! Er besah es von allen Seiten. Das Kreuz war leicht und dünn gearbeitet, das Band gar alt und abgetragen, weshalb es denn auch wohl gerissen und dem Besitzer unbewußt entfallen sein mochte. Ei Gott! sagte Arnold, wer weiß, wem das zu eigen war! ich wollt' ich könnt's ihm wiedergeben! Es ward ihm so beweglich zu Sinne, wie er das ärmliche Band und den kleinen Schmuck daran betrachtete. Er ließ es nachdenklich durch seine Finger gleiten, bis es ihm einfiel, Marien eine Freude damit zu machen, denn gefunden, meinte er, sei doch gewiß und wahrhaftig nicht gestohlen. Er war aufgestanden und wollte es eben einstecken, als sich hinter dem Baume etwas regte. Na, da haben wir's! rief er, nun wird es doch wohl an

den rechten Mann kommen! Somit trat er um den Baum herum, und fand ein bildschönes schlafendes Mädchen auf dem Rasen hingestreckt; der Rücken war an den Baum gelehnt, das Köpfchen aber seitwärts auf die Brust gesunken; der kleine Strohhut lag neben ihr, indeß ihr die Luft kühlend das schwarze Haar von der Stirn hob. Beide Hände falteten sich auf der Brust, mit einem Arme ruhete sie auf dem bebenden Reisebündel, der andre aber ward vom abwärts geneigten Oberleibe verdeckt. Die ärmlichsten Kleider schlossen sich knapp an diesen schönen Leib, der, ihrer wohl längst entwachsen, vollere Bedeckung foderte.

Arnold stand wie eingewurzelt. Er konnte es nicht übers Herz bringen, so süßen erquicklichen Schlaf zu stören, auch schienen die zarten Glieder erschöpft und der Ruhe bedürftig. Die leisen gleichmäßigen Athemzüge flüsterten zudem so berauschend durch die Luft, daß er nicht von der Stelle konnte. Dabei fiel sein Blick bald auf das Band, bald auf den halbentblößten Hals; er wäre um die Welt nicht gegangen, ehe er dem Mädchen ihr Eigenthum zurückgegeben hätte.

Indeß waren leichte Windwölkchen heraufgezogen, die Luft regte sich stärker, es rauschte in den Blättern, und plötzlich fiel ein kleiner Zweig auf des Mädchens Stirn, so zierlich und so voll fri-

schen Laubes, daß es Arnold so vorkam, als haben ihr Engel das Brautkrönchen in die dunkle Locken gedrückt. Sie aber erwachte von der Berührung, und als sie den fremden, großen Mann vor sich sah, war ihre erste Bewegung, die gefalteten Hände bittend zu ihm aufzuheben. Arnold that das im im Herzen wehe, er zog unwillkührlich den Hut ab, und sagte verschämt, indem er ihr das Kreuz hinhielt: Jungfer ist das Ihre? das Mädchen hatte sich aufgerichtet und faßte begierig nach dem Bande. O Gott ja, das ist mein, sagte sie mit weicher Stimme, das hätte ich also auch verlieren können, setzte sie hinzu, indem sie schnell und fast ängstlich das Band um ihren Hals schlang und es so fest zusammenschürzte, wie es die morschen Fäden nur gestatteten. In ihren Augen standen helle Thränen. Arnold wandte sich gerührt ab. Seid nicht böse, sagte sie, ich habe Euch noch nicht gedankt, ich war so erschrocken und so erfreut. Thut nichts, erwiederte er, ist gern gescheh'n, war auch nicht mehr als billig! Sie sprang jetzt rasch von ihrem Sitze auf, nahm den grünen Zweig aus ihren Locken und verdeckte diese mit dem Strohhütchen, dann faßte sie das Bündel, und auf dünnem Haselrohr gestützt, das die kleine Last ohne Schwanken trug, sagte sie mit sorglichem Ton: es ist wohl schon spät und ich habe vielleicht noch weit.

Es kommt drauf an, entgegnete Arnold, wo die Jungfer hin will. Sie nannte dieselbe Stadt, wohin auch sein Weg ging. Beide freueten sich länger beisammen bleiben zu können. Sie machten sich sogleich auf und wanderten unter mancherlei Gespräch neben einander hin. Arnold erfuhr von dem Mädchen, daß sie Gretchen heiße, längst schon vaterlose Waise und eines armen Pfarrers Tochter sei, mit einer kranken Mutter Jahrelang in großer Dürftigkeit gelebt habe, und nun, da diese vor kurzem gestorben, ohne allen Anhang, in der Welt ein leidliches Unterkommen suche, weshalb sie jetzt zu einem Vetter in der Stadt wolle, der sich zwar allezeit hartherzig bewiesen, doch nun vielleicht in ihrer Verlassenheit Erbarmen haben werde. Arnold betrachtete sie mit wachsender Lust, wie sie sprach und dabei so beredete Minen hatte, und mitten im zierlichen Gehen die kleinen Schritte anhielt, und beide Händchen auf das Haselrohr legend, den schlanken Leib ein wenig nach vorne geneigt, darauf ruhen ließ; alles gefiel ihm an ihr, und rührte ihn so sehr, daß es ihm oft einkam, gleich mit ihr umzukehren und sie Marien zuzuführen, wo sie denn immer bei ihnen bleiben und mit ihnen leben könne. Allein, so oft er sich ein Herz faßte, hiervon etwas zu sagen, so wollten die Worte nicht über seine Lippen, ja es war ihm ganz

unmöglich, etwas von sich und den Seinen herauszubringen, geschweige Mariens mit einer Silbe zu erwähnen. So ging er denn nachlässig neben ihr hin, und sah es gern, wenn sie still stand, wodurch der Weg immer länger ward. Auch waren sie bald gezwungen, öfter zu ruhen, denn ohnerachtet der stärkern Luftzüge war die Hitze drückender, und zuletzt, wo sie tiefer in das Dickigt des Waldes hineingeriethen, unerträglich geworden. Gretchen war sehr erschöpft, und Arnold, dem das ohnehin zu Herzen ging, bemerkte mit Schrecken, daß sie vom rechten Wege ab und in verschlungenes Gebüsch gerathen waren. Er wollte daher einbiegen, aber wie es zu gehen pflegt, wenn man einmal die Richtung verloren hat, man sucht und sucht, und findet sich niemals zurecht. Ueberdem ward er ängstlich, denn es rollte und rauschte furchtbar in der Luft, und da er wußte, was das zu bedeuten habe, und auf des armen Kindes ärmliches und dünnes Röckchen sah, so bat er sie, nur schneller vorwärts zu eilen; vielleicht, daß sie irgend eines Menschen Wohnung erreichten. Doch ehe er es selbst noch geglaubt, brach das Unwetter los. Pfeilschnell fuhr der Sturm in die Wipfel der Bäume, drehete sie kreisend aus ihren Wurzeln und warf sie mit lautem Gekrach zur Erde. Regen und Hagel schossen Stromweise nieder. Gretchen bebte

an allen Gliedern, und ob sie gleich Arnold unterstützte, so sank sie jeden Augenblick in die Knie. Voll Mitleid nahm er sie endlich auf seine Arme, und ihr Gesichtchen fest an seine Brust gedrückt, trug er sie den ersten besten Fußpfad entlang. Doch der Sturm drängte sich ihm mit gewaltiger Kraft entgegen, er arbeitete mit höchster Anstrengung hindurch und wußte bald selbst nicht mehr wohin er trat. Die empörte Natur machte ihm die ganze Gegend fremd, hohe Baumstämme lagen wild übereinander geworfen, überall riß das Wasser wie ein übergetretener Bach, und rauschte durch die Ebne hin. Arnold schlang seine Arme dichter um Gretchen und lief auf gut Glück immer weiter. Er konnte kaum noch athmen, als er zwischen dicken Regentropfen und Schloßen eine Köhlerhütte durchschimmern sah. Die Arbeit drinne ging trotz des Unwetters ihren ruhigen Gang fort. Die rothe Gluth leuchtete hell im Ofen, junge Bursche mit ihren rußigen Gesichtern und Armen standen davor und schürten mit großen Zangen die Flamme wacker an. Arnold ließ Gretchen auf der Thürschwelle ermattet aus seinen Armen sinken, sie aber klammerte sich ängstlich an ihn, der Schrecken hatte sie ganz betäubt, und der Anblick der finstern Hütte und der schwarzen Männer, die ihre Furcht merkend, sie roh anlachten, machte sie

vollends scheu. Sie sagte nicht ein Wort, aber ihre große Augen hoben sich bittend zu Arnold auf. Dieser wußte nicht recht, wie er sie beruhigen sollte, als einer der Bursche eine Seitenthür öffnete, und sie in ein enges Stübchen hineinwies. Hier trat ihnen eine Frau mit einem Kinde im Arme entgegen. Sie war gleich sehr liebreich um Gretchen beschäftigt, die bis auf die Haut durchnäßt war und auch keinen trocknen Faden in ihrem kleinen Päckchen vorfand. Die Köhlerfrau gab ihr ein Wamms, schob einen Schemel zurecht, hieß sie sich drauf setzen und breitete einen alten Mantel über ihre Füße, dann gab sie ihr das Kind auf den Schoos, und ging, beiden Gästen etwas Warmes zu bereiten. Das Kind wollte zu Anfang schreien, allein Gretchen drückte es an ihre kleine Brust, und tändelte so artig mit ihm, daß es bald lachte und jauchzte. Gretchen lachte mit und vergaß über das Spiel ihre eigne Noth. Arnold war allein mit ihr in der eingewohnten, mit allem Hausrath versehenen, Stube. Der Köhlerin Wamms gab der zarten Gestalt solch hausmütterliches Ansehn, auch that das Kind zu ihr, als sei es ihr eigen, die Wiege stand neben dem zweispännigen Bett, eine Spindel und eine alte Geige lagen vertraut neben einander auf einem Sessel. Arnold träumte wunderliche Dinge. Da trat der Köhler herein, der

zuvor noch im Walde gewesen war. Das ist ein Wetter! rief er, das Wasser aus seiner Mütze schlenkernd. Ihr habt's auch wohl nicht gut getroffen mit der jungen Frau da, fuhr er, zu Arnold gewandt, treuherzig fort. Gretchen ward blutroth, Arnold warf einen brennenden Blick auf sie. Der Köhler merkte nicht viel drauf. Er machte sich umher zu schaffen, war wacker und fröhlich in seinem Benehmen und ließ manches Späschen mitunter laufen.

Arnold war denn doch endlich gezwungen, ihm zu sagen, daß Gretchen nicht seine Frau sei, worauf bald ein Wort das andere gab, und man zuletzt auf die Hülflosigkeit des armen Mädchens zu reden kam. Der Köhler hatte bei frischem Muthe auch sogleich Trost und Hoffnung bereit. Er meinte, er habe viel und seit lange Verkehr in der Stadt, sei dort wohl gekannt und werde schon ein schicklich Plätzchen für das hübsche Kind finden. Mit dem Vetter aber, den sie früher genannt, versicherte er, sei es nichts, den kenne er als einen Erz Knauser und filzigen Schuft, der sie in Hunger und Noth sitzen lassen und sich wenig darum kümmern werde. Er setzte hinzu, sie solle nur ruhig einige Tage in seiner Hütte bleiben, es werde sich schon machen lassen. Die Frau, welche herzu kam und ihr Kind so freudig in Gretchens Armen fand,

war es gern zufrieden, und Arnold mußte es wohl geschehen lassen. Er wäre selbst gern geblieben, aber das ging nicht, wie er sich auch drehete und wendete. Er zögerte indeß von Augenblick zu Augenblick, denn Gretchens Augen suchten ihn so ängstlich, als habe sie seine Gedanken errathen. Darüber war es Abend und das Wetter still und heiter geworden. Er hatte nun keine Entschuldigung mehr vor sich selbst; so nahm er denn in Gottes Nahmen den Wanderstab und schickte sich zum Abschied an. Gretchen stand einen Augenblick stumm und gedankenvoll vor ihm, dann knüpfte sie rasch das schwarze Band vom Halse und drückte es samt dem kleinen Kreuze in Arnolds Hand. Er ist der Mutter ganzer Brautschmuck gewesen, sagte sie, ich habe auch sonst nichts von ihr, aber nehmts nur, ich gebe es Euch gern, gewißlich von Herzen gern! Arnold lachte das Kreuzchen fast wie ein Kind an, an zurückgeben dachte er nicht, er konnte auch kein Wort sagen, sondern drückte ihr schweigend die Hand und stürzte zur Thür hinaus. Besucht mich bald einmal, wenn ich in der Stadt bin, rief sie, ihm nachspringend zu. Arnold drehete schnell um, als habe sie ihn gerufen, und von großer innrer Bewegung übermannt, umschlang er sie unter den feurigsten Küssen. Das arme verschämte Kind ging weinend zurück. Er sah ihr

lange

lange nach; als sie ihm aus den Augen kam, rannte er wie ein Getriebener durch den Wald. Es schwirrten ihm die Gedanken wild durch einander, er konnte sich nicht zurecht finden, und wußte weder aus noch ein. Nur zuletzt, als er über den Steg seiner Wohnung zuging, war es ihm, als müsse er sich schämen. Er trat schüchtern hinein, die Brust ward ihm enge, und er bot sein, Gott grüß Euch! so kleinlaut, daß Marie glaubte, er sei krank. Ihm war das schon recht; er ließ sie dabei, blieb still und sagte nur einmal wie im Vorbeigehn, daß er seinen Handel nicht geschlossen, sondern sich verirrt habe, und während des Unwetters bei einem Köhler geblieben sei. Der alte Jakob schlief und Marie fragte auch nicht weiter; sie war nicht von vielen Worten, und bemühete sich nur, seine Unpäßlichkeit durch Pflege zu erleichtern. Da er aber Alles von sich wies und auch nicht sagen mochte, was ihm fehle, so sah sie eben nichts für sich zu thun, und vertröstete sich auf den andern Tag. Der kam nun freilich wohl, aber mit ihm wenig Trost für die arme Marie. Arnold schmollte mit sich und der ganzen Welt. Er hatte nirgend Ruhe noch Rast; am unerträglichsten aber war es ihm im Hause. Alles störte ihn hier. Marieens rasches, bestimmtes Wesen, ihr großartiges Betragen gegen ihn demüthigte und ärgerte ihn zugleich. Er

wollte nicht gefragt sein, und doch war es ihm verdrießlich, daß alle thaten, als sei nichts geschehn, ja daß sie in dem gewohnten, von lange her geebneten, Gleise blieben. Die Kinder spielten, Marie war flink und überall an ihrem Platze, der Alte wartete ruhig sein Gärtchen, nichts, gar nichts hatte sich geändert, und doch war alles so ganz anders! Er hielt das nicht lange aus, der Boden brannte ihm unter den Sohlen. Marie hatte ihn nie so gesehen; doch da sie wußte, wie oft wohl kleine Sorgen des Menschen Herr werden, und immer gefunden hatte, daß Fleiß und tüchtiges Treiben die einzigen Wächter dagegen sind, so war sie nur froh, wenn Arnold draußen beschäftigt blieb. Doch dem half weder Arbeit, noch Gottes freie reine Luft. In ihm, wie über ihm, war es dunkel, und nur der Böse hatte ihm ein Licht angezündet, das fernab lockte. Er folgte ihm, ohne grade etwas Arges zu denken, aber es tobte immer wilder in seiner Seele. Was zuvor nur wie ein Schatten dahindurch geflogen war, oder sich doch unverständlich darin regte, das bekam nun Gestalt und Farbe und ward ein vermessener Wunsch. Unaufhörlich fühlte er Gretchens Arme um seinen Nakken, ihren Mund auf dem seinen. Es zog ihn zu ihr hin, und doch hielt ihn eine Scheu vor Marieen, deren er nicht sogleich Herr werden konnte. So ge-

stört und getheilt in sich, trug er sein Leid einige Tage unwillig mit sich herum, ohne den Muth zu irgend einem Auswege zu finden.

Als er eines Abends, milder als gewöhnlich, mit den Kindern gespielt hatte, und es einen Augenblick stiller in ihm war, nahm er die Schalmei zur Hand und gab einige Töne darauf an. Der alte Jakob zog sogleich sein Mützchen, faltete die Hände, und stimmte sein Abendlied an. Zu Anfang begleitete ihn Arnold wie ehemals, doch plötzlich fiel er aus dem Tackt, und blies wunderliches Zeug. Der Alte sah ihn ganz erschrocken an. Ei Arnold! rief er, wo bist du gewesen? Du hast Alles verlernt, Du kannst Deinen Herr Gott nicht wiederfinden. Es lag etwas in den Worten und Minen des Alten, wovor sein Herz erbebte. Er ließ beschämt die Schalmei sinken, und fühlte heiße Gluth auf seinen Wangen brennen. Doch wie aus der Beschämung sowohl Demuth als Trotz erwächst, so zog sich auch sein Gemüth augenblicklich wieder zusammen, und als Marie herzutrat, und ihn mit ihrem entschlossenen Tone bat: nur dreist abzuwerfen, was ihm auf der Seele liege, so fühlte er sich ganz von ihr gewendet uud schwieg starr und kalt. Sie ließ aber nicht ab, sondern sah ihm fest ins Auge, indem sie sagte: Hör' Arnold, Du hast kein gut Gewissen, Du fändest sonst wohl Worte, Dir

Luft zu schaffen. Hm! brummte er finster, was weißt Du davon! Lieber Gott, erwiederte sie, was ich davon weiß? sehr viel, sage ich Dir, ich kenne Dich ja seit die sieben Jahr. Du kannst sonst nichts auf dem Herzen behalten, und ruhest nicht, bis Du alles haarklein erzählt hast, was Dir da oder dort begegnete. Jetzt siehst Du aus, wie ein armer Sünder, und magst keinem von uns dreist unter die Augen treten; ich kann Dich nicht länger so sehn! Du sollst mich auch nicht sehen! rief er heftig, drängte sie von sich und eilte aus dem Hause hinaus.

In seinem Grimme ging er in die Nacht hinein, ohne selber zu wissen, was er wolle? Doch seine Schritte trugen ihn unwillkührlich dem Walde zu. Er besann sich jetzt. Die Köhlerhütte war wohl nahe, doch mußte es sehr spät sein und Alles längst darin schlafen. Indeß schritt er ihr immer näher. Es brannte kein Licht mehr. So ohne alle Noth Lärm zu machen, kam ihm doch selbst gar zu unsinnig vor. Er legte sich daher unter einen Baum, der Hütte gegenüber, in der Hoffnung, Gretchen werde Morgen die Erste sein, die zur Thür heraustrâte. Die Nacht war kühl und ihm unheimlich zwischen den riesigen Baumstämmen und den weit vorgestreckten Zweigen zu Sinne. Sein Unrecht gegen Marien hatte sich hinter wilden Zorn

über ihr gebieterisches Wesen versteckt. Die dunkle Nacht steigerte alle seine Gefühle. Das Blut trat ihm siedend zum Herzen. Er warf sich von einer Seite zur andern; ruhen mochte und konnte er nicht. Der Schlaf kam wohl, lockte ihn aber vollends in sein wüstes Schattenreich. Er sah Gretchen auf Mariens Sessel am Kamin, seine beiden Knaben zu ihren Füßen. Er wollte zu ihr treten; aber da war es Marie, die ihn mit hohlen Augen ansah, und ihm eine Knochenhand reichte. Er schauderte, und wie er recht zusah, war auch er ein nacktes Geripp, und kaltes Gebein schlug gegen kaltes Gebein. Arnold bebte, als er mit dem ersten Lichtstrahl enwachte. Der Köhler stand vor seiner Thür, sah ihn aber nicht, denn er betete, und blickte auf zum Himmel. Arnold dachte daran, wie oft er auch so gestanden, mit reinem Herzen Gott einen versöhnlichen Morgengruß gebracht und neue Kraft errungen habe, zu stillem, friedlichem Tagwerk. Der Traum stand wie ein Schreckbild vor ihm. Er war weicher geworden, und ein guter Vorsatz regte sich in ihm. Deshalb wollte er auch nicht nach Gretchen fragen, sondern grüßte den Köhler nur flüchtig, und that, als müsse er eilends weiter. Doch dieser hielt ihn an. Ei, seht doch! rief er; nun das Mädel nicht mehr hier ist, läuft er stracks zur Stadt, und thut, als kenne er einen

nicht. Na, geht nur, geht, ist so böse nicht gemeint. Ihr thätet nur wohl dran, Gretchen gleich zu Eurer Frau zu machen, denn anders wirds bei meiner armen Seele doch nicht! Arnold war wie vom Blitze getroffen. Sie ist nicht mehr bei Euch? fragte er kleinlaut. Habt Ihr's nicht gewußt? sagte der Köhler. Nun, da muß ich Euch wohl Alles sagen. Seht! ich hatte mir das Dings überlegt, den Vetter, der Stadt Rektor ist, den durften wir nicht vorbeigeh'n, das hätte Zwiespalt gegeben. Hm? habe ich recht? na, drum sprach ich zuerst mit dem, und, hol' mich der Teufel! er brauchte just so eine Art von Haushälterin und Köchin und alles in allem, und da meinte er, sie solle nur kommen; Lohn brauche sie nicht, sie habe alles frei; eine Verwandte sei in solchen Fällen immer besser wie eine Andere. Da ist sie denn nun gestern in Gottes Nahmen hingezogen. Sie mag ihr Heil versuchen. Sie ist jung, und ich denke, Ihr helft ihr bald davon! Arnold wußte nicht recht, was er auf alles dies antworten sollte; gestehn, daß er verheirathet sei, mochte er dem Köhler grade am wenigsten, dem er nur im Allgemeinen gesagt hatte, er sei Hirt dort unten im Wiesenthal. Deshalb suchte er sich bald loszumachen, und fragte nur nach des Rektors Wohnung, worauf er der Stadt zueilte.

Es war recht, als komme Arnold alles in seiner Liebe entgegen, und begünstige seine Wünsche, denn kaum war er den Stadt-Gärten nahe, so sah er auch schon Gretchen, die mit großer Anstrengung Wasser aus einem Brunnen schöpfte, und es in zwei neben ihr stehende Kannen schüttete. Als sie sich wieder aufgerichtet und die zarten, ermüdeten Arme wie zur Stärkung in die Luft schlenkerte, ward sie ihn gewahr. Sie flog ihm entgegen, mit einer Freude, einem Entzücken, das seine Seele gierig in sich sog. Tausendmal drückte sie ihm die Hände, duldete und erwiederte seine Küsse; dann zog sie ihn auf den Rand des Brunnens im Schatten einer Linde. Hier, neben ihm sitzend, seine Hand in der ihren, erzählte sie ihm mit kindlicher Geschwätzigkeit Alles, was sie auf dem Herzen hatte, und beide wurden eins, sich wöchentlich zweimal hier zu sehen und zu sprechen. Der Himmel lag offen vor ihnen da, und überleuchtete die Zwischenzeiten der Trennung. So schieden sie denn auch mit leichtrem Herzen. Arnolden wars ganz wohl. Der Weg war nun bezeichnet, den er zu gehen hatte. Alles Schwanken nahm ein Ende, sein Gefühl hatte vor der Hand eine bestimmte Richtung, seine Pläne erzielten etwas leicht zu Bewerkstelligendes, daher mochte er denn auch ruhiger an die alten, bestehenden

Verhältnisse denken, und kehrte versöhnlich zu Marien zurück, die ihn, wie immer, gütig aufnahm, und des Vergangenen mit keiner Silbe erwähnte.

Des Gehens und Kommens war indeß fortan kein Ende. Arnold verschleuderte die Zeit mit dem ewigen Hin- und Herlaufen, verabsäumte seine Arbeit, und zeigte nur zu sehr, wie wenig Theil er an dem Glücke seiner Familie nähme. Zudem ward das augenblickliche Genügen bei dem ersten erfüllten Wunsche bald in ihm durch die allerpeinlichste Begehrlichkeit verdrängt; er empfand es widrig, Meilenweit laufen zu müssen, um wenige, kurze Augenblicke des Glückes im Fluge zu erhaschen. Bei jeder Rückkehr zu den Seinen ward er herber und unverträglicher. Marie merkte wohl, was dem Allem zum Grunde lag; sie schwieg indeß, in der Hoffnung, es werde sich von selbst das ungleich Gewordene wieder fügen, und die gute Sache Recht behalten. Sie richtete jedoch mit aller Klarheit und Ruhe nichts gegen so unstätes Treiben aus, und spannte umsonst alle Thätigkeit an, Sitte und Ordnung wieder herzustellen. Sie konnte aber das Unwürdige nicht ohne Widerstand immer näher auf sich zukommen sehen, und beschloß, Arnolds Schritte genauer zu beobachten. Von da machte sie Bekanntschaft in der Stadt,

forschte behutsam, und verständig, und hörte nicht so bald ihr Unglück ganz schonungslos von fremden Zungen bekräftigen, als sie sich schnell zusammenfaßte und durch einen entscheidenden Schritt sich und Arnold und das Mädchen zu retten meinte. In dieser Absicht eilte sie unverzüglich zu Gretchens Vetter, entdeckte ihm, mit möglichster Ruhe, die Lage der Sachen, und legte es ihm ans Herz, das unglückliche Kind durch schnelle Entfernung aus dem schimpflichen Handel zu retten. Der Rektor hörte sie gelassen an, und versprach, weiterer Aergerniß vorzubeugen. Ton und Haltung schienen seiner Verheißung volle Sicherheit zu geben. Marie kehrte beruhigter zurück. Zu Anfang meinte sie, werde es Arnold wohl schmerzen und schlimm umgehn mit ihm sein, dann aber müsse er doch der Nothwendigkeit und zuletzt der Vernunft weichen, und Freude und Einigkeit in das verstörte Häuschen zurück bringen.

Der Rektor war indeß kein Mann, der eine Gelegenheit vorbeigehn ließ, seine Gewalt über Andre im vollsten Maaße auszuüben; und als Arnold noch selbigen Tages Gretchen vergeblich am Brunnen erwartet hatte, und voll Bangigkeit Hecken und Büsche des Gärtchens durchsuchte, fand er endlich das verwaiste Kind auf der Schwelle des Hin-

terhauses ohnmächtig mit zerschlagenem Gesicht und aufgelöstem Haar, bleich wie der Tod, daliegen. Er dachte bei dem Anblick von Sinnen zu kommen. In wilder Verzweiflung faßte er sie in seine Arme, trug sie zum Brunnen, schüttete ihr Wasser ins Gesicht, rief und drückte und küßte sie, bis sie endlich die Augen matt aufschlug. Jesus! schrie sie, Arnold, Du bist es! Sie verdeckte mit beiden Händen das erröthende Antlitz, und indem sie recht aus gebrochenem Herzen weinte, sagte sie: geh nur, es ist doch nun Alles aus! Du hast mich betrogen; ich wußte es nicht, ach Gott!. ach Gott! nein, ich wußte es nicht! Arnold bebte an allen Gliedern und konnte kein Wort hervorbringen. Gretchen weinte immer heftiger, endlich raffte sie sich auf; bring mich nur hier fort, rief sie, wenn der Vetter kommt, bin ich verloren. Sie rannte so eilends vor Arnold her, daß er ihr kaum folgen konnte, doch merkte er bald, daß sie den Weg nach der Köhlerhütte nähme. Sie sagte kein Wort, sondern sah nur einigemal scheu hinter sich, um dann noch schneller zu laufen. Als sie aber in die Hütte kamen, fiel sie, wie zerschmettert, vor die Köhlerin nieder. Er ist verheirathet! schrie sie. O Gott! mein Gott! wer hätte das gedacht! Nun bin ich beschimpft, der Vetter hat mich gemißhandelt und

verstoßen, was soll ich armes, armes Kind nun machen! O meine Mutter! meine Mutter! warum gab ich auch das Kreuzchen weg! sie sagte es wohl, bewahre es wie Deinen unbefleckten Nahmen! Und nun! und nun! Sie schlang die Arme dichter um der Köhlerin Knie; habt Erbarmen, rief sie, verstoßt mich nicht, laßt mich hier sterben! Arnold stürzte hin zu ihr, schwor und vermaß sich theuer, alles gut zu machen, sich von seinem Weibe zu scheiden, und sie gewiß und wahrhaftig zu heirathen. Der Köhler sah ihn mit flammendem Blick an. Ihr habt schlecht gehandelt! rief er, und bleibt nun elend auf eine oder die andre Art. Macht Euch jetzt fort! Will sich Euer Weib gutwillig von Euch lossagen und werdet Ihr wacker, o seht zu, ob Gretchen Euch vergeben kann. Bis dahin kommt mir nicht über meine Schwelle, denn so wahr Gott lebt, ehe will ich das Mädel auf meinen Schultern zu den Hottentotten tragen, als sie einem schlechten, wortbrüchigen Kerl überlassen!

Arnold mußte wohl weichen, denn Gretchen hatte sich unter des Köhlers Schutz gegeben, und wollte nichts von ihm hören. So ging er denn trübselig zu Marieen, die er beschäftigt fand, den Kleinen ihr Abendbrod zu geben. Sie hatte den einen Knaben auf ihrem Schoos, der andere stand an

ihre Kniee gelehnt. Wie Arnold mit dem finstern Gesicht eintrat, klammerten sich beide Kinder an die Mutter, die sie vergebens dem Vater zuwandte. Marie, sagte Arnold, nach einer Weile, so geht es nicht länger. Ich halte das nicht aus, wir müssen voneinander, laß uns gütlich scheiden, ich bitte Dich. Ich denke Du träumst, Arnold, erwiederte Marie, indem sie die Hände auf ihre beide Kinder legte; was soll da geschieden sein? die sind ja doch einmal da, das hat Gott gewollt, und was der will, das kann niemals zu nichte gemacht werden; darum ist es mit dem Scheiden nicht hin nicht her. Du magst Dein Herz von mir wenden, die Kinder bleiben doch Dein wie mein, und nähme sie heute noch der Himmel, Gottes Wort währet ewiglich und der hat durch sie gesprochen. Du hast Unrecht, unterbrach sie Arnold, Dich zu weigern, es hilft Dir auch nichts, denn ich bleibe nicht bei Dir, und die Gerichte haben auch noch ein Wort mitzusprechen. Marie weinte, aber Arnolds Herz war härter als Stein gegen sie. Er mochte nicht in der Hütte aushalten, sondern machte sich sogleich wieder auf den Weg zur Stadt, um die Sache in Gang zu bringen.

Dort arbeitete er lange Zeit für Tagelohn, nachdem er bei den Richtern auf Scheidung ge-

klagt, und Unverträglichkeit in der Ehe, wie großen Widerwillen gegen seine Frau, als Ursach angegeben hatte. Das Recht geht tief, deshalb langsam. Marie blieb standhaft bei ihrer Weigerung, und Arnolds Gesuch ward ihm in zweien Instanzen abgeschlagen.

Alle Bekannte riethen ihm, die Sache aufzugeben und sich wieder mit Marieen zu versöhnen, weil doch für ihn nichts dabei herauskommen werde. Arnold wollte aber davon nichts hören, wie er auch seine Hoffnungen scheitern sah. Mit ihnen fühlte er alle Fäden seines Lebens reißen; zu was sollte er noch einen Schritt zurück in die alten Verhältnisse thun? Er ward stumpf und trübsinnig, ging einsam umher, brachte Tage und Nächte im Walde zu, und hatte nur noch Muth zu dem einen einzigen Wunsche, Gretchen dort vielleicht zufällig zu treffen.

Wie er sein trübes Loos nun bis spät im Herbste so mit sich herumgeschleppt hatte, ging er einst, in dunstigem Nebel, durch feuchtes welkes Laub, zwischen todten Bäumen umher. Da bemerkte er in der Dämmerung eine weibliche Gestalt, die einen schwerbeladnen Korb auf dem Kopf trug, und sich mühsam den schlüpfrigen Weg vor ihm hin arbeitete. Er konnte nur noch die Um=

risse unterscheiden; doch erregte der schwankende, unsichere Gang sein Mitleid. Er wollte näher hinzutreten und der belasteten Trägerin seine Hülfe anbieten, als diese ausglitt, das Gleichgewicht verlor, und sich und den Korb und alle darin befindliche Sachen einen niedren Abhang hinunterstürzte. Arnold schrie unwillkürlich auf; er sprang hin, half der armen Frau auf, die noch ganz betäubt von dem Falle schien, und den Kopf schmerzvoll mit beiden Händen hielt; er indeß raffte die zerstreut liegenden Sachen zusammen, unter denen er ein warmes Kinderröckchen, Pelzmützen und kleine Stiefelchen fand. Das Herz klopfte ihm dabei, denn er mußte an seine lieben Knaben denken. Da rief die Frau: O laßt nur, gebt Euch nicht so viel Mühe, ich find's wohl wieder. Mein Gott, Marie! sagte Arnold, weniger erschreckt als gerührt, Du bist es! Er brachte ihr den angefüllten Korb. Sie hob sich langsam in die Höhe; ihre Bewegungen waren so matt und krank, daß Arnold sie bewegt fragte, ob er ihr die Last ein Eckchen tragen solle? Marie reichte ihm die Hand; thue es immer, Du gute Seele, sagte sie, mir ward sie ohnehin zu mächtig. Ihre Stimme war weicher als sonst; Arnold kam es vor, als sei es gar nicht mehr dieselbe rüstige, lebendige Marie. Er fragte

sie, ob sie krank gewesen sei. Sie nickte mit dem Kopfe; er sah aber wohl, wie sie, sich mit der Schürze oftmals die Augen trocknend, das Gesicht von ihm abwandte. Er wagte es nicht, die Kinder zu nennen. Beide gingen schweigend neben einander hin, als Marie still stand und ihn bat, ihr den Korb wieder aufzuhelfen, sie sei jetzt nahe an ihrer Wohnung. Arnold sah sich um; der Felspfad führte hinunter, dem Bache zu. Marie hatte sich während dem auf einem Stein gesetzt und erwartete ihre Last zurück. Arnold kam das so wehmüthig vor. Er stand neben ihr und zögerte und sah auf die Sachen im Korbe. Das Kinderröckchen lag oben auf. Seine Augen füllten sich mit Thränen. Gott! rief er aus, ich bin doch sehr unglücklich? Ich sehe es wohl, Du Marie wirst mir allein helfen können, vergieb mir nur, und laß uns friedlich mit einander sein, die Kinder fluchen mir sonst wohl dereinst. Lieber Himmel, sagte sie, jetzt ist es wohl zu spät! Arnold wußte nicht recht, wie sie das meine, aber die Worte selbst mahnten ihn immer stärker, das verloren gegeben Seelenheil wieder zu erringen. Er drang mehr und mehr in Marieen, ihm zu verzeihen. Es ist nicht Dein rechter Ernst, sagte sie sanft; glaube es mir Arnold, Du denkst das jetzt wohl so, aber im Grunde Deines

Herzens ist es doch anders! Doch er gelobte es ihr heilig. Sieh' Marie, hub er an, ich gebe Dir etwas zum Unterpfande, was ich vor Kurzem nicht um die Welt von mir gelassen hätte. Und somit langte er das Kreuzchen aus der Tasche und band es ihr selbst um den Hals. Laß mich nun mit Dir gehen, und alles gut sein! Marie weinte sehr. Nun sagte sie, so warte nur so lange hier, bis der Alte eingeschlafen ist und ich die Kinder zu Bett gebracht habe. Dein unerwarteter Anblick möchte dem Vater nicht gut thun. Er ist jetzund schwach und auf Dich sehr unwillig. Sie setzte noch hinzu, er möge nur in einer Stunde an's Fenster klopfen, sie werde ihm dann aufmachen.

Als sie nun so in seine Wünsche willigte und in der Gewißheit ging, daß er kommen müsse und das Vergangene alles vergessen sein solle, so ward ihm ängstlich und beklommen. Gretchens Bild trat wieder vor seine Seele, er schob es wohl weg, und redete sich selbst zu: Gretchen sei jung, sie werde schon durch die Welt kommen, Gott werde ihr beistehn, und es sei doch nun einmal nicht anders. Aber sein Herz klopfte ihm dennoch, und er schauderte, als er über den Steg ging, und der Bach in dem bekanntem dumpfen Tone aus der Felswand rauschte. Seine Hand zitterte und dreimal

zog er sie zurück, ehe er an's Fenster klopfte. Auf den ersten Ton öffnete Marie die Thür. Sie stürzte ihm laut weinend in die Arme und drückte ihn fest an sich; aber ihm war, als gieße sie Gift in seine Adern. Das Herzblut stockte ihm, kalter Schweiß stand auf seiner Stirn, angstvoll wand er sich aus ihren Armen. Marie war todtenbleich, ihre Augen vom Weinen roth, und durch Krankheit hohl und eingefallen, zudem war ihr der Kopf doch etwas vom Fallen beschädigt, sie hatte ein Tuch herumgewickelt, das sie ganz veränderte. So stand sie der Flamme im Kamin gegenüber. Arnold betrachtete sie mit innerm Grausen, er sah das Kreuzchen an ihrem Halse blinken, seine Sinne verwirrten sich ganz, jener Traum, der ihm Gretchen in die todte Marie verwandelt zeigte, kam ihm wieder zurück, seine Leidenschaft für das schöne Mädchen flammte wild auf, er riß Marien das Band von der Brust, und starrte sie so furchtbar an, daß sie angstvoll seine Hand faßte, und wie in sonstigen guten Tagen, seinen Zorn zu sänftigen, sich bittend an ihn schmiegen wollte; er aber fürchtete sie mehr als den Tod, und faßte schnell ein vor ihm liegendes Messer, es sich in die Brust zu stoßen. Doch als ihm Marie nahe kam, führte sein böser Geist das Mordeisen anders; er

wandte es gegen Marieen, die blutend, mit leisem Wimmern, an ihm niedersank.

Arnold wußte nicht, wie ihm geschehen war. Er konnte sich nicht sogleich besinnen Doch regte sich die Furcht, entdeckt zu werden, dunkel in ihm. Er lud den Leichnam auf seine Schultern und warf ihn in den schäumenden Bach, dann aber rannte er, ohne sich umzusehn, betäubt, und fast bewußtlos in der Irre umher.

Es mochte des andern Tages schon hoch an der Zeit sein, als er in der Stadt und in seiner Wohnung eintraf. Man hatte von Gerichtswegen mehreremale Nachfrage seinetwegen gethan. Jetzt ward er auf's neue auf's Rathhaus gefordert. Er ging hin ohne eigentliche Scheu. Nur sagte er ein paarmal: also die wissens schon, so schnell, so schnell! Als er eintrat, überreichte man ihm die Akte seiner Scheidung, in die Marie noch in den letzten Tagen, aus großer Liebe zu ihm, gewilligt und sie selbst nachgesucht hatte. Er schwankte, wie er das hörte, und ward ohnmächtig. Alle glaubten, es sei Wirkung der Freude. Man brachte ihn an die Luft, und geleitete ihn dann in sein Stübchen. Hier fiel er in einen festen Schlaf, der mehrere Stunden währte. Gegen Abend ward er durch wiederholtes Pochen an der Thür erweckt. Er machte

ſie auf. Der alte Jakob trat mit ſeinen beiden Enkeln herein. Ich bitte Dich, Arnold, ſagte der Alte, wo haſt Du Marieen? Dein Knabe da ſagt, Du habeſt ſie geſtern Abend mit Dir genommen, er hat es durch die Kammerthür geſeh'n. Wie damals zuckten des Greiſes Worte wie Flammen durch den weißen Bart; Arnold ſchrie laut auf: Du weißt ja, alter Hexenmeiſter, wo ſie hingekommen iſt! in dem Bach liegt ſie, da holt ſie Euch heraus! Bei den letzten Worten fiel er in wilde Verzuckungen, und als man ihn feſt nahm und ſpäterhin verhörte, hielt er ſein Urtheil durch nichts auf, ſo daß ſogleich über ihn erkannt und er zum Rade verdammt ward.

Die Nacht vor ſeiner Hinrichtung trat der Köhler mit Gretchen zu ihm ins Gefängniß. Arnold war ſehr ruhig und wenig durch Gretchens Anblick erſchüttert. Er gab ihr das Kreuz zurück, indem er ihr ſagte: bewahre es nun beſſer. Dann ſegnete er ſie, und empfahl ihr die Pflege für den alten Jakob, den ſie niemals verlaſſen ſollte.

Als ſein Gebein ſchon längſt auf dem Rabenſtein verwittert war, ſaß Gretchen noch ſorglich Abends neben dem betrübten Alten auf Marieens Seſſel am Kamin, und erzählte ihm und den Kindern fromme und beruhigende Geſchichten aus ver-

gessenen Sagen, und bis an ihren Tod weilte sie still in der Hütte. Als die Knaben heranwuchsen, nahm sie der Köhler zu sich, dann wurden sie wakkere Soldaten, und löschten mit ihrem Blute des Vaters Sünde und Schmach.

Das Seegestade.

Frisch und freudig sprengte Rudolf, ein junger Husarenoffizier, an einem hellen Wintertage der Heimath entgegen. Der Krieg hatte ausgewüthet, der Friede endlich die Regimenter in ihre Garnisonen zurückgeführt. Was bis dahin vor dem lauten Gewühl großer Ereignisse verstummte, das regte sich allmählich in der nüchternen Ruhe des Friedens. Locker gewordene Bande zogen sich unwillkührlich fester zusammen, jedes sah in oder außer sich, und suchte was ihm lieb war, was dem abgeblaßten Leben Reiz und Jugendfrische wiedergeben könne.

Rudolfs Vater war Chef des Regimentes, bei welchem er diente. Mutter und Geschwister hatte er nicht gekannt, aber die Erinnerungen recht seeliger Kindheit lebten dennoch in ihm und führten ihn jetzt zu den Füßen einer ehrwürdigen, lieben Frau, seiner Großmutter, bei welcher er erzogen war. Er wollte die frommen Hände küssen, die ihn so oft geliebkos't, das Schloß, den Garten, den See, den er tausendmal befahren, wie-

dersehn, die alten Spielplätze und vor allem die kleine Julie, seine früheste Gefährtin, begrüßen. Von dieser hatte er lange nichts gehört. Der Krieg hatte so manches schöne Bild verschlungen. Nur ganz flüchtig erfuhr er einmal, mitten im Geräusch der Waffen, daß sie nach dem Tode ihres Vaters, eines unbegüterten Edelmannes, ganz auf das Schloß der Großmutter, ihrer nächsten Nachbarin, gekommen sei, und dort still und sittlich lebe. Wie er nun jetzt auf dem schneeigen, festgefrornen Boden hintrabte, und die lang entbehrte Häuslichkeit sich immer behaglicher und vertrauter an ihn drängte, so schwebte ihm die blonde Julie wie ehemals zur Seite. Er fühlte sie an seiner Hand, er durchflog mit ihr alle Freuden und Leiden früherer Zeit. Unzählige Erinnerungen wurden wieder wach, immer heller und heller glänzte der See aus jener Ferne herauf, seine blaue Fluthen trugen den schmalen Kahn, auf dem beide Kinder sich an den blumigen Ufern wiegten und in der sinkenden Sonne, am dunklen Saum des Himmels, alle Wunderbilder ihrer Mährchenwelt aufsuchten, und zusammenschauerten und sich aneinander drängten, wenn der Abendwind lispelnd durch Rohr und Kalmus rauschte. Julie lag dann lauschend, an Rudolfs Brust gelehnt, während dieser mit immer steigender Stimme Ritterro-

manzen und Heldenlieder hersagte, mit ihren gewichtigen Tönen das eigene Ohr betäubend. Unwillkührlich blüheten aus diesen Erinnerungen Wünsche und Hoffnungen auf, bis endlich der Gedanke, wie eine volle, gereifte Frucht, lockend vor Rudolf dahing, diese Julie soll mein sein, ihr weiches Silberstimmchen muß, wie ehemals, die Musik meines Lebens bleiben.

Rudolf gehörte zu den Menschen, welche das Leben wie von selbst, ohne Anstoß und Hinderniß, auf einem ebnen Boden leitet, recht als wolle es sie nur schnell nach einem Ziele drängen, von dem niemand weiß, wo es gesteckt ist? Glück und Ehre trugen ihn von der Wiege bis ins Jünglingsalter. Ihm fügte sich Alles ohne Anstrengung, ja es war noch nie zu einem recht ernsthaften, Sinn und Gemüth aufregenden, Wunsch in ihm gekommen; weshalb er denn auch weder das Maas noch den Umfang seiner Gefühle je geprüft, noch sonderlich überhaupt auf sie geachtet hatte. Man kannte ihm eine stete Heiterkeit, und zwar solche, die aus der kindlichsten Gesamtheit des ganzen Menschen, aus dem ruhigen, völlig gleichmäßigen, Eingreifen seiner Kräfte hervorgeht. Ihn störte kein Zweifel, ihn bewegte keine Furcht des Mißlingens. Glück und Vertrauen gehen Hand in Hand, und erzeugen sich wechselseitig durch einander. Auch jetzt war ihm

der Wunsch, Julien zu besitzen, eine liebe Gewißheit geworden, die ihn hell und freundlich ansah wie sein ganzes übriges Leben.

Von so heitern Vorstellungen angezogen, ritt er schnell und immer schneller, ohne zu beachten, daß es Abend, und das Ziel seiner Reise nahe war. Der Mond stand hoch am Himmel. Sein Glanz erhellte die Winterlandschaft wunderbar, die, wie unter silberner Decke, sinnig träumend dalag. Grau und schattenartig erhoben sich Berge und Bäume, und schienen mit langen, schwebenden Schritten an dem Vorüberreitenden hinzueilen. Die tiefe Stille umher ward nur zuletzt durch einen Wanderer unterbrochen, der sich mühsam durch den Schnee einen Berg hinan arbeitete. Woher des Weges? fragte Rudolfs Diener, als sie ihn erreichten. Ich gehöre hier unten ins Schloß Thalheim, erwiederte jener, und war auf Bothschaft gesandt nach der Schwartzburg zur jungen Gräfin dort. Rudolf hörte noch die letzten Worte, als er, voransprengend, den Gipfel des Berges erreichte, und das Schloß mit seinen Lichtern und der spiegelhelle See unbeweglich und starr vor ihm lagen. Sein Herz klopfte freudig, er sah das stille Zimmerchen der Großmutter erleuchtet. Du liebe, gute Mutter! rief er, schneller forttrabend. Gedanken und Gefühle zogen nun immer bunter und gedrängter durch ihn hin. Hat der

Graf von Schwartzburg doch endlich auch geheirathet! dachte er, jene Worte wieder zurückrufend, also auch der! — Bei Lichte besehn, wollen die Menschen auch alle nichts anders! dabei durchschauerte ihn Juliens Bild unendlich tief, und zog ihn fort in das Hofthor und das Schloß, das er unbemerkt betrat. Dem ersten, ihn erkennenden, Bedienten gebot er Stille, und schlich, den Säbel im Arm, leise die wohlbekannte, breite Treppe hinan. Der leuchtende Diener öffnete behutsam den Vorsaal. Rudolf blieb einen Augenblick an dessen Eingang stehn. Zum erstenmal im Leben befiel ihn hier ein wehmüthiges Bangen. Es war, als wehete ihm die Vergangenheit wie ein abgeschiedener Geist aus der geräumigen Halle entgegen, die sonst der Schauplatz seiner ungebundensten Frölichkeit war. Vergebens blickte er umher nach einem Wahrzeichen jener Zeit; aber die Plätze waren leer, wo einst Gewehre und Säbel und Trommeln und ausgestopfte Pferde standen. Zufällig fiel sein Blick auf ein Bild, das, noch nicht aufgehängt, an den Fuß eines Pfeilers lehnte. Er trat hinzu. Ein unendlich frommes, weibliches Gesicht sah ihn aus großen, blauen Augen an. Blonde Locken ringelten sich zu beiden Seiten der klaren, engelreinen Stirn. Darüber hin lag ein Kranz von weißen Rosen, an den ein Schleier leicht befestigt war, der weich und durch-

sichtig, wie ein feuchtes Thauwölkchen, über das stille Antlitz, dem Monde ähnlich, hinflog. Die Züge kamen Rudolf bekannt und doch wieder höchst fremd vor. Wer ist die Dame? fragte er den Bedienten. Es ist die junge, gnädige Gräfin, erwiederte dieser, eine Seitenthür öffnend. Unmöglich, unmöglich! sagte Rudolf, wie vor dem Bilde gebannt, dies Gesicht hier muß ich kennen. Mein Gott! rief er plötzlich, wie aus einem Traume auffahrend, es ist ja Julie! Wer redet dort? fragte eine leise Stimme im Nebenzimmer, er komme doch näher. Rudolf schwankte mit halben Sinnen zur Thür. Die Großmutter saß unter niederhangender Ampel auf einem rothsammetnem Lehnstuhl, schneeweiß gekleidet, mit schwarzem Mäntelchen und Kappe; neben ihr, auf einem Tische, lag eine aufgeschlagene Bibel, sie hatte die Hände gefaltet und sah erwartungsvoll nach der Thür. Bei Rudolfs Eintritt hob sie sich etwas in die Höhe, aber er sank zu ihren Füßen und zog sie sanft in den Sessel zurück. Meine liebe, liebe Mutter! rief er wiederholt und küßte und drückte die Hände, die sich segnend auf den schönen Lockenkopf senkten. Gott thut viel an mir, mein Kind, sagte die bewegte Frau, sehr viel! ich durfte das kaum hoffen. Aber steh doch auf, mein lieber Sohn, steh doch auf, damit ich sehe, wie groß und herrlich Du geworden bist. Rudolf trat fast

verschämt bei diesen Worten vor sie hin, auf seinem schönen, frischen Gesicht stralte die demüthige Rührung, die heilige Freude des Wiedersehns. Das Haar hatte sich in der Verwirrung fast nur in eine starke Locke auf der Stirn gerollt, beschattete die stolze Brauen, und milderte den kühnen, fast gebietenden Blick. Gott hat auch viel an Dir gethan, sagte die Großmutter, bewahre seine Gnade in Demuth.

Sie konnte lange nicht satt werden, ihn zu betrachten, und die kindischen, fast verwischten Züge wieder aufzusuchen. Dann mußte er sich zu ihr setzen, und über viel und mancherlei Auskunft geben. Aber Rudolfs Brust zog sich immer enger unter dem Sprechen zusammen. Julie kam nicht, seine Unruhe wuchs, und gleichwohl war etwas in ihm, das ihn zurückhielt, nach ihr zu fragen. Die Bedienten gingen aus und ein, trugen das Theegeschirr herbei, zündeten die Lampe unter dem Kessel an, setzten die Tassen zurecht und schienen diejenige zu erwarten, welche das Geschäft des Eingießens übernehmen werde. Rudolf sah drei Tassen stehn, sein Herz klopfte ungestüm, endlich ging die Thür des Alkovens auf; ein schlankes wohlgebildetes Mädchen trat ein, verneigte sich und näherte sich dann ohne weiteres dem Theetisch, die gewohnte Arbeit zu verrichten. Wäre dies Julie? dachte Rudolf, so

theilnahmlos, so hölzern könnte sie an mir vorübergehn! Er betrachtete sie einige Augenblicke hindurch ängstlich. Nein, sagte er, nein, das ist sie nicht, gewiß nicht! und dennoch mußte er immer wieder zu ihr hinsehn. Unwillkührlich streifte sein Blick die halbgeöffnete Alkoventhür. Mit Erstaunen bemerkte er in dessem Hintergrunde eine Wiege mit grünen Vorhängen. Er kannte sie wohl; er selbst hatte als Kind darin gelegen, und sich später, wenn er mit Julien Böden und Kammern durchzog, mühsam hineingezwängt und drin hin und her geschaukelt. Aber was sollte sie jetzt hier? Was schwankte sie, wie unter leiser Berührung? Er starrte unverwandt darauf hin und glaubte zu träumen. Ja sieh nur, sagte die Großmutter, die seinen Blicken folgte, da habe ich wieder einen kleinen Rudolf. Sie war aufgestanden und führte ihn zur Wiege. Wessen ist das Kind? fragte er, von seiner Schönheit wunderbar bewegt. Es ist Juliens Sohn, erwiederte sie. Julie! rief er, Julie! ist sie denn verheirathet? Gott behüte über die sündliche Frage! sagte die gute, fast erschrockene, Frau. Freilich, freilich, ich schrieb es Deinem Vater ja schon vor einem Jahre, aber die Briefe gingen in der Zeit häufig verloren. So — erwiederte Rudolf zerstreut, — ja, der ist verloren gegangen. Also wirklich verheirathet! na, das ist ja schön! Ja wohl ist

es das, sagte die Großmutter, und Julie ist auch schön und fromm und gut wie die Engel. Das glaube ich, das glaube ich, fiel Rudolf ein, und der Herr Gemahl, setzte er fast höhnisch hinzu, ist der auch schön? Nu nein, erwiederte sie, aber man sieht das Gottes Bild in ihm. Wahrhaftig! sagte er lachend, nun das ist schon immer viel! Ja das ist auch viel, entgegnete sie ernst, recht viel. Versteh mich nur recht, ich meine, man fühlt sogleich bei seinem Anblick Gottes Milde und ernste Weisheit, die sich in seinem Abbilde spiegelt, das fühlt man wohl bei manchem schönerm Gesichte nicht, sondern da regt sich die Welt in uns und besticht die Sinne, und deshalb ist es recht viel, was ich vom Grafen sagte. Aber Mütterchen, wer ist denn der Gottesmann? fragte Rudolf schmeichelnd über ihre Hand gebeugt. Spötter, sagte sie sanft, die Frömmigkeit wird doch keines Soldaten Frau, das merke ich wohl, die fürchtet den Bart da, und das breite Schwerdt, darum bleibt ihr und sie wohl immer geschiedene Leute! Aber so ein Graf, Mütterchen, so ein Graf? fragte Rudolf. Ja, der Graf, erwiederte sie, das lasse ich mir gefallen, darum hat ihn auch meine stille Julie gewählt. Du erinnerst Dich wohl des Grafen Schwartzburg nicht mehr? fuhr sie fort. Er war zu Deiner Zeit von Reisen zurückgekommen und lebte sehr einsam, weshalb

man ihn Sonderling und Menschenfeind schalt. Nachdem kam er öfter zu mir. Er hatte einen großen Gefallen an Julien, und so kam es denn, daß er sie heirathete, da sie ihn wahrhaft verehrt. Verehrt! wiederholte Rudolf mit spöttischem Lächeln. Ach, was weiß solch Soldatenherz von Verehrung, rief sie ungeduldig! Doch, o doch, sagte Rudolf, durch diese Worte bewegt, ich will auch den Grafen ehren, da ihn Julie liebt. Liebt sie ihn denn wirklich? fragte er nach einer Pause wie in sich hinein. Was Du so nennst, erwiederte die Großmutter, das mag ihr Gefühl wohl nicht sein. Aber sie denkt und wünscht doch nichts anderes als was er auch wünscht. So hat sie mir den Knaben dort hier gelassen, um ihm die Blattern einimpfen zu lassen. Das Herz mag ihr wohl recht wehe gethan haben; allein da er fürchtete, die Krankheit könne sie mit ergreifen, wenn sie in des Kindes Nähe bleibe, weil sie nicht gewiß wußte, sie gehabt zu haben, so legte sie ihr höchstes Gut in meine Arme und schied unter stillen Thränen. Die ergebene Seele, sagte Rudolf, von dem Bilde der weinenden Julie im tiefsten Herzen bewegt. Seitdem, fuhr die Mutter fort, muß ich nun jeden Tag schreiben und Bothen schicken. Gottlob es ist alles gut gegangen! ich kann die Eltern täglich erwarten. Vielleicht erfahre ich heute noch mehr darüber.

Ru-

Rudolf hatte die letzten Worte nicht beachtet. Er sah nur Julien und das schlafende Kind. Rudolf heißt der Knabe? fragte er nach einer Weile. Julie wollte es durchaus so, sagte die Großmutter, welcher man in dem Augenblicke Briefe von der Schwartzburg, durch jenen früher erwähnten Bothen überbracht, einhändigte. Sie öffnete sie freudig, während Rudolf unruhig hin und her ging, einige Worte mit dem unbelebten Mädchen am Theetisch sprach, und es Julien abbat, sie so arg verkannt zu haben, denn die besoldete Gesellschafterin war in der pflichtmäßigen Höflichkeit und den abgemessenen Worten nicht zu verkennen. Als aber die Großmutter immer noch las, und keine der empfangenen Nachrichten laut werden ließ, da trat Rudolf näher zu ihr hin und blätterte gedankenlos, voll innerer Ungeduld, in der aufgeschlagenen Bibel. Er las, ohne zu lesen, doch fielen ihm einige geschriebene Worte am Rande des Buchs unwillkührlich in die Sinne; sie drangen sich ihm auf, er konnte sie nicht übersehn. Recht sauber und mit festen Zügen hatte die Großmutter eingeschrieben:

„Heute am 29sten September, ist mein Rudolf „von mir gegangen und in die Welt getreten; „Gottes Reich ist überall. Er bewahre sein „Herz, daß er sich nicht darin verliere, denn des

„Menschen Herz schläget seinen Weg an, aber „der Herr allein giebet, daß er fortgehe, und „Niemand kennet seinen Eingang noch seinen „Ausgang.“

Der Graf ist unwohl, sagte die Großmutter, den Brief zusammenfaltend. Julie kann den Tag ihrer Ankunft noch nicht bestimmen. Wer kann überhaupt etwas bestimmen, sagte Rudolf heftig; Niemand kennt seinen Eingang noch seinen Ausgang! Er versuchte zu lächeln und mit der gewohnten Heiterkeit wieder einzulenken, aber er konnte sich durchaus nicht wiederfinden. Der erste Widerspruch, der ihn im Leben traf, faßte ihn sogleich auf der allerempfindlichsten Seite an. Das ungekannte, nie geahndete, Schicksal riß ihn plötzlich aus dem Gleichgewicht heraus, in welchem ihn bis dahin Glück und innere Verschlossenheit erhielten. Mit der ersten angeschlagenen Saite bebten alle andern nach. Alles reizte, alles erbitterte. Vorzüglich fühlte er sich durch den Anblick des Kindes geängstet, das ihn in den widersprechendsten Gefühlen hin und her riß. Er mehrte den innren Aufruhr durch jeden Versuch, ihn durch Wegwerfung und Geringachtung desjenigen, was ihn erregte, zu stillen. Denn wie er oft und mit einer Art verächtlicher Scheu in sich hinein sah,

trieb das bewegte Blut in schnellern Kreisen ein flüchtiges Gefühl zur Leidenschaft hinan.

Von da an hatte er keine Ruhe mehr im Schlosse. Die stille Güte und Vorsorge der Großmutter peinigte ihn, indem sie ihm tausend Erinnerungen der bessern Vergangenheit zurückrief. Wohin er dachte, wohin er trat, Alles war durch das Gift getäuschter Erwartung befleckt. Der starre, kalte See schreckte ihn. Der kleine Kahn war eingefroren, ein trüber Schneeschwerer Himmel senkte sich über die kahlen Ufer. Nach jeder Wanderung ins Freie kehrte er gedrückter in das Schloß zurück. Juliens Bild erweichte ihn hier wohl für Augenblicke, dann ergrimmte er aber über sich selbst und flüchtete sich hinter trotzigen Stolz, die mildere Regung abzubüßen.

Ich bin ein Thor! sagte er nach einigen Tagen, mich hier länger von Träumen foppen zu lassen! Ich glaube, der Teufel hält hier Haus, denn so ist mir in meinem Leben noch nicht zu Muthe gewesen! Er beschloß, da sein Urlaub noch nicht abgelaufen war, einen Cameraden bei einem benachbarten Regimente zu besuchen, und machte die Großmutter sofort mit seinem Entschluß bekannt. Rudolf, sagte diese, in Dir ist der Friede noch nicht abgeschlossen, Dir spukt der Krieg noch gewaltig in Kopf und Herzen. Du bist so unstät,

daß dein Blick nicht eine Sekunde auf einem Fleck haftet. Ich merke wohl, Du wirst noch manchen Kampf bestehn müssen! Geh denn in Gottes Nahmen, und halte Dich brav, auch da wo Du nicht gegen Kugeln und Schwerdter, sondern gegen Dich selbst streitest. Sie umarmte ihn lächelnd und er schied so beklommen, als gehe er in den Tod. Welche Erleichterung er auch immer von seiner Abreise erwartete, er konnte das Gefühl nicht los werden. Da er nun aber in der Welt nichts so sehr haßte, als eine weinerliche Stimmung, so suchte er diese, in der nächsten Station, wo seine Pferde futterten, in Wein zu ertränken. Wirklich fühlte er sich bald gehoben, sein Herz schlug muthiger und freier. Er lachte in sich über jene kindische Wehmuth, und eilte, nun den Abend mit seinen Freunden lustig zu durchleben.

Als er wieder aus dem Hause trat, wehete ihm schneidender, feuchter Wind entgegen, er freuete sich der Kühlung und ritt nur um so schneller. Doch bald fühlte er, daß sein Pferd lahmte, und sich nur mit Anstrengung unter ihm bewegte. Was zum Henker ist nun das wieder! rief er, sprang herunter, und sah daß das Pferd bei jedem Schritt vor Schmerz zusammenfuhr. So wollte ich doch daß der Teufel die ganze Reise holte! schrie er heftig; um das Pferd komme ich nun noch

obendrein, wenn's Glück gut ist. Der Abend brach herein; den Ort seiner Bestimmung konnte er unter diesen Umständen nicht erreichen. Vor ihm lag ein kleines Städtchen, durch welches sein Weg führte, hier mußte er nun schon übernachten. Er setzte sich auf des Bedienten Pferd, befahl diesem sacht nachzukommen, und ritt voll innrer Wuth weiter. Das geht lustig! sagte er vor sich, wenn's so fortwährt, kanns gut enden! Der Aerger goß Oel zum Feuer. Das Blut brauste in seinen Adern, alle Gedanken flogen wild durcheinander, der Wein drängte mit Gewalt die äußere Kälte zurück und nahm ihm nach und nach Kopf und Sinne ein.

In solcher Verwirrung langte er in der kleinen Stadt an. Es war dort Markt gewesen. Man war beschäftigt, die Buden abzubrechen. Karren und Wagen hielten mitten in den engen Gäßchen, dazwischen drängten sich Einwohner und auswärtige Käufer. Der einzige erträgliche Gasthof, welcher zugleich das Posthaus war, lag hart am Markte. Frachtwagen, Reisekutschen und Postchaisen standen so dicht und so ineinandergeschoben davor, daß man nur mit einem Umwege, durch ein Seitenthor, in den Hof des Gebäudes gelangen konnte. Rudolf wollte diesen Umweg nicht machen. Er bestand darauf, durch den eigentlichen

Eingang in das Haus zu kommen. Deshalb rief er, man solle die Wagen auseinander schieben, oder er werde den ganzen Plunder über den Haufen reißen. Ein Postknecht ließ sich endlich willig finden, Hand anzulegen. Er schob die Mütze auf ein Ohr, schlenderte langsam von einem Wagen zum andern, besah jeden, rückte und zerrte daran und endigte damit, zu sagen: daß „des Dings so „nicht ginge." Rudolf gerieth außer sich, er zog den Säbel und hieb nach dem armen Burschen, der sich angstvoll hinter die Wagen versteckte. In dem Augenblick erschien der Postmeister auf der Treppe, ein kleines, bewegliches Männchen, der Rudolfen kreischend mit eiligen, abgestoßenen, Worten zurief: die polizeiliche Ordnung zu respektiren und keinen Unfug vor Königlichem Posthause zu begehen. Er möge sich gefallen lassen, den kleinen Umweg zu machen, oder so lange zu pausiren, bis die Besitzer der Wagen abreisten. Dies war für Rudolf die Losung zu den wildesten Ausbrüchen der allertollsten Wuth. Er riß eine kleine Postkalesche um, setzte mit gezogenem Säbel darüber hin, grade auf die Treppe und den Postmeister zu, der, zurückspringend, die Thür schmetternd hinter sich zuwarf. Aber Rudolf sah und hörte nichts mehr. Er hieb wüthend auf die Thür ein, das darüber hängende Königliche Wappen sah er für ein gemei-

nes Aushängeschild des Gasthauses an; er stieß es herunter, daß es in Stücken zur Erde fiel, endlich sprang die Thür von den heftigen Stößen auf. Rudolf ritt in das Haus grade in das Speisezimmer hinein, wo er nur noch einen der Gäste traf, der ihm unerschrocken entgegentrat. Sie irren, sagte dieser sehr sanft und ernst, der Stall ist im Hofe. Rudolf stutzte. Wo ist der Postmeister? fragte er nach einer Weile mehr scheu als trotzig. Wenn Sie abstiegen, erwiederte jener, würden Sie ihn schneller finden, es ist zu Pferde so unbequem fortkommen im Hause. Rudolf sah ihn starr an. Wer sind Sie, mein Herr? fragte er. Der Graf von Schwartzburg, zu Befehl, entgegnete der Fremde. Um Gotteswillen, Lieber! rief eine weibliche Stimme. O sei ruhig, sei ruhig liebe Julie, sagte der Graf, nach einem Nebenzimmer gewandt. Julie! Julie! wiederholte Rudolf. Er sprang vom Pferde, er wollte hin zu ihr, aber er war wie an allen Gliedern gelähmt und sank erschöpft in einen nahestehenden Sessel. Wie im Traume nannte er noch Juliens Nahmen, sonst sagte er nicht ein Wort mehr.

So durch sich selbst gezähmt, wagten sich die übrigen Gäste und Hausgenossen zu ihm hin. Er ließ sich still in ein anderes Zimmer führen und verschlief bald einen Vorfall, welcher das ganze

Städtchen in Aufruhr setzte, und Jung und Alt noch lange vor dem Posthause versammelt hielt. Mit Entsetzen sah man das niedergerissene, zertretene, Königliche Wappen. Die Obern und Vorsteher der Stadt wollten den Frevel geahndet wissen, der Postmeister verlangte persönliche Genugthuung, ungestüm schrie und tobte das Volk und einzelne gimpelhafte Bursche, die niemals eigene, wohl aber fremde That strafen möchten. Der Tumult wuchs in jedem Augenblick. Man drängte in das Haus hinein, man wollte sich des Thäters versichern. Der Graf allein, ohne Rudolfs Nahmen zu wissen, oder ein persönliches Interesse an ihm zu nehmen, erwog die Verhältnisse richtig, und König und Staat in dem Offizier ehrend, leitete er es dahin, daß die Sache an die nächste Militair-Behörde berichtet und ihr das Weitere übertragen ward.

In der Nacht erweckte Rudolfen eine bekannte Stimme. Er träumte von Julien, und schreckte freudig auf. Halb betäubt starrte er einen Offizier an, der völlig bewaffnet und dienstmäßig gekleidet, vor seinen Bette stand. Es war jener Freund, Lieutenant Linden, zu welchem er Abends zuvor reiten wollte. Um Gotteswillen! rief dieser, was hast Du vorgehabt? Die ganze Stadt ist in Allarm. Du bist bei uns gemeldet. Ich habe Be-

fehl, Dich zu dem Stabe Deines Regimentes zu eskortiren. So, — sagte Rudolf, in dessen wüstem Kopfe sich die Gedanken mühsam loswickelten. So, — — wiederholte er noch einmal, und sank schlaftrunken in die Kissen zurück. Ich kann Dich nicht schonen, rief jener, die Sache ist ernsthaft. Mach' daß wir fortkommen, ehe es tagt, und es aufs neue unruhig auf den Straßen wird. Wo ist der Graf? fragte Rudolf, wie von plötzlicher Erinnerung aufgerüttelt, und Julie? ich muß sie beide sprechen, ich muß hin zu ihnen. Alles schläft, erwiederte Linden, ich bitte Dich, fange keinen neuen Lärm an. Die Pferde sind gesattelt, halt' Dich nicht länger auf, es ist wahrhaftig rathsam, daß wir so still als möglich fortkommen. Rudolf folgte endlich. Sein Bediente trat auch hinein, das Pferd war noch krank, sollte sich indeß doch mit fortschleppen: Alles war schnell in Ordnung und die unglückliche Stadt den Reisenden bald im Rücken. Rudolf gewann jetzt Zeit, zu sich selbst zu kommen. Er entsetzte sich weniger vor den Folgen seines Vergehns, als vor dem Eindruck, welchen dieses auf Julien müsse gemacht haben. So, dachte er, sollte ich denn zuerst wieder vor ihr erscheinen! wie klein, wenn sie meinen Nahmen erfährt, wie verächtlich muß ich ihr gegen den gehaltnen, ruhigen, Grafen erscheinen; und wie muß sie sich

Glück wünschen, ihr Schicksal seinen Händen anvertrauet zu haben! Ist es nicht, sagte er seinem Begleiter, als wenn der böse Feind uns oft nur einen kleinen Stein in den Weg würfe, aber so, daß wir nothwendig darüber fallen müssen! Wäre das verwünschte Thier da nicht unter mir lahm geworden, und hätte ich meinen ehrlichen Bedienten bei mir gehabt, so half mir der wohl, vor dem Posthause Platz machen, und das ganze Unglück geschah nicht. Schließe Du nur immer so zurück, sagte Linden, so kommst Du zuletzt bis zu Deiner Entstehung, und Du kannst am Ende mit eben demselben Recht Gott wie den Teufel anklagen, und sicher annehmen, daß wenn Du nicht gebohren wärest, die ganze Geschichte unterblieb. Das geht Eins aus dem Andren. Jeder trägt sein Teufelchen verkappt mit sich herum, und jemehr er's einzwängt, je giftiger wird das Ding, und ersieht sich 'mal eine Gelegenheit wo es 'raus guckt und den Meister spielt. Da hilft kein Sagen und kein Klagen, das ist nun einmal so! Niemand, sagte Rudolf, an die Bibel der Großmutter denkend, Niemand kennt seinen Eingang noch Ausgang! — Er wagte keinen festen Blick in die Zukunft zu werfen. Ihm ward wunderlich zu Sinne, je näher sie der Garnison kamen. Er dachte an seinen Vater, und wie er zum erstenmal öffentlich sollte durch ihn be-

straft werden! Seine Verlegenheit stieg, als sie endlich in das Thor einritten, dann vor dem Hause des Generals abstiegen und zu ihm eintraten. Linden machte seinen Bericht, übergab Briefe seines Chefs und Rudolf ward unverzüglich, ohne in Blick und Wort den Vater zu erkennen, von diesem in Arrest geschickt.

Wochen vergiengen seitdem, ehe sein Verhör beendigt und das Kriegsrecht gesprochen war. Eine allgemeine Stimme erkannte ihm endlich vierjährige Festungsstrafe zu, in Rücksicht der Bewußtlosigkeit seines Zustandes während der That, ohnerachtet sich diese zu strengerer Strafe qualifizirte. Das Urtheil ward sofort dem Könige zur Genehmigung übersandt, und Vater und Sohn athmeten freier.

Rudolf überflog in Gedanken die vier Jahr. Die Zeit ist lang, dachte er, indeß wird in ihr auch die ganze Sache um so eher vergessen. Wenn ich dann Julien wiedersehe, habe ich abgebüßt und sie verzeiht mir die rasche unbesonnene That. Er konnte jetzt leidenschaftloser an Julien denken. Es schien fast, als habe jener wilde Ausbruch ihn augenblicklich erschöpft und die verzehrende Unruhe gesättigt.

Rudolfs Freunde trauerten indeß über die lange Trennung, und ferne und nahe Bekannte versam-

melten sich noch, um die letzten Tage mit ihm zu verleben. Unter diesen befand sich auch Linden, der Rudolf vor allen andern mit besonderer Herzlichkeit zugethan war. Eben im Begriff, eines Abends zu diesem zu gehn, ward Linden zu dem General beschieden, der, von seiner Anwesenheit unterrichtet, und beider Freundschaft kennend, ihn zu sprechen wünschte. Er folgte in bangem Vorgefühl der Einladung. Schweigend gab ihm der General bei seinem Eintritt einen offnen Brief. Linden überflog die wenigen Zeilen, welche Rudolfs Schicksal in sich faßten. Es war dessen Sentenz, welche der König bis zur Cassation geschärft hatte. Der alte Mann ging sehr bewegt im Zimmer auf und ab. Ich weiß nicht, sagte er, während Linden noch immer auf das Blatt hinstarrte, ich weiß nicht, wie es mein Sohn tragen wird! und doch wills getragen sein. Es ist schlimm, Herr von Linden, wenn den ungeübten Schultern eine zu große Bürde aufgelegt wird, man sinkt oft unter der Last in die Erde. Es ist hart, rief Linden erschüttert, sehr hart! Sagen sie das nicht, unterbrach ihn der General, ich hätte auch so über ihn gesprochen; glauben Sie mir, das muß so sein. Aber das kann mein Sohn jetzt nicht einsehn, und darum müssen wir ihm zu Hülfe kommen. Er blieb eine Zeitlang gedankenvoll mit gefalteten Händen stehn. Es wird Zeit,

hub er nach einer Weile an, gehen Sie, Herr von Linden, bringen Sie ihm das Königliche Schreiben. — Stehen Sie ihm bei — ich kann ihn nicht sehn, jetzt nicht, ich bin mir das schuldig — aber mein Segen — sagen Sie ihm das Herr von Linden. Er wandte sich ab, und sah fest auf das Bild eines großen Königs, das über seinem Schreibtisch hing. Er muß fort, sagte er darauf gefaßter, wo möglich noch heut Abend. Der Kommandant der Festung hat seinetwegen schon Befehl erhalten. Das Zögern fruchtet auch zu nichts. Wenn er wiederkommt, dann, Herr von Linden, findet er den Vater wieder. Gehn Sie jetzt mit Gott.

Linden ging durch und durch erschüttert, wie zum Hochgericht. Rudolf trat ihm sehr vergnügt entgegen. Es ist gut, sagte er daß Du kommst, ich habe Dich schon erwartet, die Andern werden auch bald hier sein. Wir wollen einmal die alte Zeiten leben lassen und der verdrüßlichen Trennung mit keiner Silbe gedenken! Linden fuhr jedes seiner Worte durchs Herz; er versuchte, ihn durch hingeworfene Winke ein Unglück ahnden zu lassen, aber Rudolfs Gemüth schien vor jedem trüben Vorgefühl verschlossen zu sein. Er fuhr fort, auf's Herzlichste in seinen Freund zu dringen, und ihn zur Theilnahme an seiner heitern Laune zu bewegen. Allein dieser verschmähete es, länger den

Dolch versteckt zu tragen, mit welchem er das unbefangenste Herz verwunden sollte. Seine ganze Fassung brach vor dieser unerschütterlichen Heiterkeit zusammen. Mein Gott, rief er, denkst Du denn gar nicht dran, daß Dein Loos weit härter fallen, daß der König Dein Urtheil schärfen kann? Nun, erwiederte Rudolf sorglos, wenn er auch höchstens die Festungsstrafe um ein Jahr verlängert, was ists denn so Großes: und wer denkt dran, daß ers schärft! Er hats geschärft, sagte Linden fest. So? fuhr Rudolf auf, so? — weißt Du das gewiß? nun —? Linden, um Gotteswillen doch keine Cassation? Linden wandte sich ab, und sagte so leise als sträube sich der Ton aus seiner Brust zu dringen Ja —: Du bist cassirt. Herr Jesus! schrie Rudolf mit zusammengeschlagenen Händen, das ist zu viel! —

Er lag noch bewußtlos in Lindens Armen, als mehrere seiner Regiments-Kameraden herzukamen. Alle theilten seinen Schmerz, Linden allein verstand sein Gemüth. Er hat Recht, sagte er, es ist zu viel! er trägt das nicht, es wird ihn erdrücken!

Er sorgte von da für Rudolf schnelles Fortkommen, und drängte ihn mit Gewalt aus einem Kreise, in welchem ihn alles verletzen mußte.

Rudolf schied in stummer Betäubung, und

verlor für lange Zeit alle Theilnahme am Leben. Seine früheren Verhältnisse schlossen sich ihm zu, seine Umgebungen waren trübe und todt. An Vater und Freunde mochte er nicht denken. Briefe die er erhielt, las er flüchtig und beantwortete sie nur selten. Sein Leben war abgerissen, er wußte es nirgend wieder anzuknüpfen. So versank er immer mehr in sich selbst, bis sich die Zeit langsam zwischen ihn und seine Schmerzen legte, und Jugend und Lebenslust noch einmal siegten. Von der Welt geschieden, verwischte sich der Glanz ihrer bunten Gestaltungen. Ein halbgrauer Tag lag auf der ganzen Erde. Alle menschliche Verhältnisse liefen, unvermischt, jedes in seiner abgeschlossenen Bahn, fort. Er konnte sich seinen einsamen Weg, ruhig durch sie hingehend, ohne sonderliche Störungen denken, und bildete nach und nach Pläne für die Zukunft, die ihn noch mögliche Zufriedenheit hoffen liessen. Eine sorgsame Erziehung, und durch sie, wohlbegründete Kenntnisse, sollten Mittel dazu sein. Die Einsamkeit hatte ihn mit den schwervernachläßigten Wissenschaften auf's neue befreundet. Er studirte eifrig, und alles gewann gegen Ablauf seiner Gefangenschaft ein mildes versöhnliches Ansehn. Er schrieb Linden mit vieler Ruhe, und entwickelte so klare Ansichten und einen so freien starken Willen, daß dieser eine rechte

Freude an ihm hatte. Noch einmal wollte er seinen Vater und Schloß Thalheim wiedersehn, und dann für mehrere Zeit nach dem nördlichen Europa reisen, wo ihm das graue Alterthum in seiner unaufgedeckten Herrlichkeit am lockendsten erschien.

Endlich war der Tag seiner Befreiung da. Er packte Bücher und Karten schnell zusammen, und schritt, allein auf sich selbst gestützt, in die verödete Welt zurück.

Er hatte lange schon keine Uniform mehr getragen. In seinem engen Stübchen hatte er nicht sonderlich darauf geachtet. Als er aber jetzt zu Pferde stieg, erschien er sich so dürftig und alles kam ihm so demüthigend und peinlich vor. Er fühlte mit Schrecken, daß er eine Scheu habe, irgend einem Bekannten zu begegnen, ja er vermied unwillkührlich größere Gasthöfe und schlich an den Städten hin, nach Dorfschenken zu. Seine Unruhe und innre Unbehaglichkeit wuchs mit jeder zurückgelegten Meile. Er ließ endlich seine Pferde zurück, und setzte sich in der Nacht auf die Post, um bei hereinbrechendem Morgen ganz still und unbemerkt in die Garnison seines Vaters anzukommen. Der Postwagen war ziemlich leer und enthielt keinen Bekannten. Zu Rudolfs Schrecken gesellte sich indeß auf der letzten Station eine Krämerfrau, die Nachbarin seines Vaters, zu ihnen.

Er

Er zog den Mantel über's Gesicht, drückte sich in den Hintergrund des Wagens zurück und nahm an keinem Gespräch weiter Theil. Die Morgenluft zog kalt über ihn hin. Er hüllte sich noch dichter ein und schloß die Augen fest zu, um den anbrechenden Tag nicht so verstohlen zu begrüßen. So war er eingeschlafen, als ihn ein heller Trompetenstoß erweckte. Er fuhr hoch auf! Seine erste Bewegung war nach der Seite zu greifen, wo er jetzt den Säbel umsonst suchte. Vor innrer Unruhe erzitternd, lehnte er sich zum Wagen hinaus, da stand sein ehemaliges Regiment, stattlich und schön, früh zum Exerziren ausgerückt. Die starke Stimme seines Vaters schallte weit durch die Ebne, und drang zerreißend zu seinem Herzen. Er blieb unbeweglich, mit vorgestrecktem Kopfe und starren, nassen Blicken, dem Regimente zugewandt. Der Weg führte sie näher an demselben vorbei. Er konnte seinen Vater deutlich sehn. Es ist ein Erbarmen, sagte hier die Krämerfrau, wie der Mann jetzt aussieht. Von wem reden Sie? fragte der Schirrmeister. Von unserm General, erwiederte sie, seit dem Unglücke mit dem Sohne sieht er sich kaum noch ähnlich. Ist der Sohn gestorben? fragte eine junge Frau, die ein zartes Kind auf ihren Knieen wiegte. Wollte Gott! rief die Krämerin, da hätte er dem Vater viel Herzeleid erspart! so

ist er schlechter Streiche wegen vom Regimente gekommen, und der alte Mann muß nun mit dem Schimpf in die Grube fahren; der will ihn auch nicht wiedersehn, er mußte bei Nacht und Nebel fort aus der Stadt. Ein dumpfer Schrei drang aus Rudolfs wunder Brust. Er sprang unwillkührlich aus dem Wagen, warf dem Postillion Geld hin, und stürzte halb sinnlos einem nahen Wäldchen zu.

Hier lag er lange Zeit, das glühende Gesicht ins feuchte Gras gedrückt. Er dachte nichts, er fühlte nichts, ein gewaltiger Druck lag ihm auf Kopf und Herzen. Es war eben an der Zeit, da der Frühling aus der verschlossenen Erde dringt. Lauer Wind säuselte durch die Zweige, unzählige Vögel und bunte Schmetterlinge schwirrten durch die Luft und wiegten sich auf Halmen und Zweigen; Rudolf fühlte ihre Nähe, aber die überreizten Sinne verwirrten sich schon mehr und mehr. Jeder Ton war ihm verletzend. Er glaubte, Alles vereinige sich, seiner zu spotten. Er sprang scheu auf und floh rastlos weiter. Im Schloß Thalheim wollte er sich verbergen, das war der dunkle Gedanke, der ihn leitete. So irrte er umher und kam endlich nach mehreren Tagen erschöpft und zerstört an die Ufer des Schloß Seees. Verworrnes Rufen und Geschrei drang ihm hier entgegen, Men-

schen liefen ängstlich durcheinander, mehrere Fahrzeuge bewegten sich auf dem Wasser, Frauen standen händeringend am Ufer, man kam und ging, niemand achtete auf ihn, er fragte und hörte nur einzelne Klagetöne. Endlich als ein Mädchen weinend an ihm vorüberging, erfuhr er von dieser, daß der kleine Rudolf, Juliens ältestes Söhnchen, am Wasser spielend, in die Wellen gesunken, und seit einer Stunde vergeblich in den abwärts treibenden Fluthen gesucht werde. Rudolf erinnerte sich des Kindes und des störenden Eindrucks, welchen ihm sein erster Anblick machte. Ein innres Grausen befiel ihn, und plötzlich stand der Gedanke fest, er, der Verachtete, Beschimpfte, müsse den Mord begangen und das Kind ins Wasser gezogen haben.

Er schwankte nach dem Schlosse, und trat zu der Großmutter ein, als der Graf eben schmerzlich rief: es ist vergebens, das Kind ist nicht zu retten! Ja wohl ist's vergebens, sagte Rudolf, ich muß das wohl am besten wissen, denn ich stieß den armen Knaben hinunter. Der Graf fuhr auf ihn zu. O! ich habe wohl noch Aergeres gethan, sagte Rudolf, meinen Vater habe ich auch ermordet. Der ist mir vor ein paar Tagen erschienen, da sah er aber recht freundlich aus; er wollte auch mit mir sprechen, aber der Teufel stand hinter mir,

da scheuete er sich. — Gerechter Gott! schrie die Großmutter. Der Graf war noch ungewiß, ob Wahrheit oder Tollheit aus ihm rede; allein Rudolf zeigte nur zu deutlich, welch ein Geist ihn regiere. Von da blieb er fest bei dem einen Gedanken stehn, er sah sich als den Mörder des Kindes an und verbarg sich ängstlich vor allen Menschen, nur des Nachts ging er hinunter an den See, lag Stundenlang am Ufer, oder wiegte sich in dem kleinen Kahn, der ihn sonst mit Julien getragen hatte. Man beobachtete ihn anfangs sehr genau, allein er blieb immer still und schien durchaus nicht mit dem Gedanken umzugehn, sich irgend ein Leid zufügen zu wollen.

Julie hatte indeß trostlos über der endlich gefundenen Leiche ihres Kindes getrauert. Der Schmerz führte auch sie dem Grabe nahe. Widerstrebend sah' sie in's Leben zurück und zu dem wahnsinnigem Freunde hin, der sich ihren wie aller Menschen Blick entzog. Selbst Linden hatte vergebens versucht, ihn zu sprechen. Niemand konnte ihm ankommen. Tages verschloß er sich in seinem Zimmer und Nachts hätte ihn der Anblick eines Menschen unfehlbar rasend gemacht.

Man hatte indeß durch verborgenes Lauschen erspähet, daß er lange Gespräche am Wasser hielt, und des Kindes Antlitz auf den blauen Fluthen zu

sehn glaubte. Auch rief er oftmals laut: wann wirst Du endlich kommen, mich zu erlösen? Linden bildete hierauf einen Plan, der dem vielfach versuchten Mittel, in den Gedanken des Kranken einzugehn, entsprach. Juliens zweiter Knabe sollte in der Nacht vor Rudolf hintreten, und ihn auf die Stirn küssend, sagen: ich erlöse Dich von Deinem Uebel.

Die Großmutter hatte einen tiefen Widerwillen gegen ein Gaukelspiel, das sie sündlich nannte. Julie konnte nicht ohne Bangen daran denken. Die Männer stimmten indeß dafür, und alle Anstalten wurden getroffen. Die Nacht kam. Rudolf saß auf einem Stein. Der Mond beleuchtete sein bleiches Gesicht. Das Kind wollte nicht ohne die Mutter vor den fremden kranken Mann treten, und zog sie mit aus dem Gebüsch hervor. Rudolf schreckte bei dem Geräusch auf. Julie stand mit zurückgeworfenem Schleier und feuchtem, wehmüthigem Blick, wie auf jenem Bilde, vor ihm. Das Kind küßte ihn bebend und stammelte die auswendig gelernten Worte. So holst Du mich endlich, sagte Rudolf sanft, faltete die Hände über dem Kopf und stürzte sich in's Wasser.

Kein menschliches Bemühn konnte ihn retten. Der Zauber war gelöst, wie Linden es wollte, und

die bange Seele beruhigt; aber den kranken Leib deckte bald die Erde, aus der des verwaisten Vaters und der Großmutter Thränen stille Blumen hervorrießen.

Der Rosengarten.

Traurig saß die arme Nanine im geräumigen Reisewagen an der Seite ihres Vaters. Ihr war das Liebste auf Erden, die Mutter, gestorben, und von der befreundeten Heimath losgerissen, ward sie jetzt fremden, frostigen Umgebungen zugeführt. Sie hatte nichts, was der Blick auffassen, worauf er haften mochte. Die Gegend war wohl schön, durch die sie hinfuhren, aber Berge, Ströme und Wälder flogen so schnell an ihr hin, daß es ihr vorkam, als stoße sie alles aus seinen Kreisen dem Neuen, Ungekannten, entgegen. Zudem peinigte sie des Vaters Nähe, der sehr schweigsam und ernst das Nothwendige that, eben weil es nothwendig war, der keine Reue kannte, aber auch keinen Wunsch, als den, streng und grade die vorgezeichnete Lebensbahn hinzugehn, und hinter sich ohne Klage zusammenfallen sah, was des Schicksals Hand zusammenstürzte. Sie aber kannte das Zagen und Beben der Seele, und ihre wunde Brust zuckte schmerzlich unter dem Druck des Augenblicks.

So war ein Tag und eine Nacht hingegangen,

als ihr Weg sie am nächsten Morgen durch ein lichtes, breites Thal einer großen Stadt zuführte. Wie ein aufgeschlossener Zaubergarten lag das reiche Leben plötzlich vor Naninens Blick. Ein Sonnenheller, vielfach befahrner Strom, üppig bekränzte Ufer, Gärten, Schlösser, Kirchen, alles breitete sich in wunderbarer Anmuth über die Ebne hin. Doch nichts von allem konnte Naninens Gedanken zum Weilen zwingen, als die bunte Pracht eines duftenden Rosengartens, um den sich die Straße krümmend wand, so daß sie ihn länger im Auge behielt. Wie ein leuchtender Saphir glänzten hier grüne, zierlich durchschnittene Terassen im Morgenthau, prangende Rosengebüsche schlangen sich zwischen durch, und hohe wollustathmende Blumenwände zogen sich um ein einfach edles Landhaus, das wie ein Demant zwischen dem farbigen Netz hindurch sah. In mitten des Gesträuchs lustwandelten Frauen im leichten weißen Morgen-Anzuge. Eine derselben ging mütterlich winkend dem Altane zu, auf welchem ein junger Mann hinter vielen Orangen, emsig schreibend, vor einem Tischchen saß, den Kopf so gebeugt, daß ihm die dunklen Locken ganz das Gesicht verdeckten.

Ein wehmüthiger Zug riß Naninens Herz zu der stillen, weichen Gestalt der Mutter, die mit den winkenden Armen den Sohn an sich zu ziehen

strebte. Und als der Wagen schon längst vorübergerollt und ihr die ganze liebe Erscheinung entrückt war, umduftete sie noch lange der Blumenhauch und ließ die Zauberbildchen vor ihr hinschweben. Die Landschaft wogte von da in ihren Sinnen im röthlichen Morgenduft, und Bäume und Häuser schienen darin getaucht. Deshalb freuete es sie recht, als der Vater viel länger in der fremden Stadt anhielt, als es zu Anfang sein Vorsatz war. Er konnte mancherlei Geschäfte dort nicht umgehen, und sie erfrischte derweil Auge und Seele an allem was sie sah. Sie betrachtete die steinernen Häuser, als wären es Worte, die ihr das schwimmende Räthsel lösen könnten. Mit diesem stand ihr alles im Zusammenhange. Dasselbe süße Geheimniß wogte ihr hinter jedem verhangenen Fenster, mit ahndungsreichem Blick durchflog sie Gassen und Plätze, jedes frohe klare Menschengesicht schien ihr in dem Zauberkreise eingeschlossen. Tausendmal schwebte ihr die Frage auf den Lippen, wie das kleine Paradies auf Erden entstanden, wer drinn einheimisch sei? Doch hielt sie die Scheu vor einem wirklichen, und dennoch fremden, Namen zurück, den man ihr nennen und sie vollends damit stören könne. Sie mochte darum lieber die Erinnerung so schwebend vor der Seele tragen, und dem Glauben und der Hoffnung ihr stilles Walten gön-

nen. Je mehr und öfter sie nehmlich das rosige Wolkenbild betrachtete, je durchsichtiger und geistiger ward es ihr, bis sie den geöffneten Himmel und die eigne Mutter neben einem früh verstorbenen Bruder ganz deutlich, und als ihr erschienen, darin erblickte. Es kam ihr so natürlich vor, und sie mochte es auch so gern denken, daß beide sie auf den neuen Lebensweg mit liebreichem Trost hingewiesen, und das beengte Herz mit der alten Innigkeit an sich gezogen haben. Was ihr zuerst bloße Möglichkeit war, das schlug bald mit tausend Fasern in ihr Innres ein, und stärkte und erleuchtete den zagenden Sinn. Deshalb riß sie sich auch nur mit Schmerz am selben Abend von dem Orte los, der wie ein Stern aus mütterlichen Händen auf die dunkle Erde gefallen schien. Sie mußte sich aber dennoch fügen und nahm recht beklommen ihren alten Platz im Wagen ein.

Sie fuhren nicht lange, als sie unversehns vor einem breiten, reißenden Bach hielten und Kutscher und Vorreuter mit Aerger sahen, daß, statt zum Vortheil einen Nebenweg eingeschlagen zu haben, es ihnen nun unmöglich ward, ohne umzukehren, in die rechte Straße einzulenken. Auch war es damit noch sehr mißlich, da sich zu beiden Seiten des Baches das Felsthal ganz schmal, und kaum zu eines Wagens Breite, hinzog. Doch Na-

ninens Vater war überzeugt, daß in der betriebsamen Gegend das thätige Wasser eine Mühle treiben müsse, oder sonst zu einem nützlichen Behufe dienen werde, deshalb befahl er zuversichtlich, dessen Strömung nachzufahren und vertröstete Alle auf guten Ausgang. Wirklich hörten sie auch bald das Brausen naher Mühlräder, und jenes eintönige Gehämmer, das Naninen seit ihrer Kindheit mit unbeschreiblicher Bangigkeit erfüllte. Keiner erinnerte sich des Vorfalls, der ihr diese Aengstlichkeit gelassen hatte, da er ganz ohne Folgen geblieben war; doch so klein sie auch damals war, so blieb es ihr alle Zeit gegenwärtig, daß einmal dasselbe wirrende Geräusch die Pferde vor ihrem Wagen scheu von der Seite trieb, und daß ihre Mutter bleich wie der Tod und voll Angst einen lauten Schrei ausstieß, worauf Nanine weinend zu ihren Füßen sank, sie dicht umschlang und immer noch weinte, als schon längst an keine Gefahr mehr zu denken war; sie konnte seit der Zeit das bleiche Gesicht ihrer Mutter und jenes Angstgeschrei, was ihr das Herz zerschnitt, nicht mehr vergessen, so oft sie noch Mühlen sah und hörte. Heute war ihr besonders die hereinbrechende Nacht, das abgelegene Thal, die ganze beschwerliche Fahrt ängstlich. Zudem ward der Weg immer schmaler, der abwärts hängende Wagen neigte sich zur Hälfte nach dem Was-

ser, Nanine bat ihren Vater aussteigen und den Weg zu Fuß machen zu dürfen. Er fand ihre Angst wohl etwas lächerlich, doch ließ er es zu, und geleitete sie selbst zur Müllerwohnung, die recht wunderlich, unter dunklen Tannen, in einer Einbucht des Felsens gebauet war. Die Lichter drin funkelten hell und winkten ihr, einzutreten. Sie mußten mehrere Stufen hinan, über eine Art kleiner Brücke gehen, neben welcher Mühlräder, den Wandrer wie bedrohend, kreisten. Nanine schwankte etwas. Es war ihr lieb, daß der Müller, ein recht stattlicher Mann, ihnen entgegentrat und ihr die feste Hand bot. Sein helles Gesicht schloß sich beim Anblick so hoher Gäste freudig auf. Er war sogleich bereit, sie durch seine Bursche auf den rechten Weg führen zu lassen, indeß bat er sie gastlich, zuvor einige Augenblicke von der gehabten Beschwerde bei ihm auszuruhen.

Während der Vater im Hineintreten mit dem Müller redete, sah Nanine in dem sauberen Stübchen umher. Volkshelden und Lieder hingen bunt und grell ausgeziert, so daß sie niemand übersehen konnte, an den weißen Wänden, hell gescheuertes Zinngeräth prangte auf nußbaumenen Schränken, Sessel und Bänke waren tüchtig und aus gutem Holze gearbeitet, in der Mitte stand ein runder Tisch, den ein feines Strohgeflecht überdeckte. Na-

nine wollte eben dessen Zierlichkeit näher betrachten, als ihr eine Laute in die Augen fiel, die an einen Myrtenbaum im Fenster lehnte. Daneben stand ein Spinnrad, mit blaugestickter Wockenbinde und ein Stuhl, an der Lehne gerundet und vielfach mit bunten Holzarten ausgelegt.

Die gemischten Umgebungen beschäftigten sie einige Augenblicke auf ganz verschiedene Weise. Sie sah hin und her, bis endlich die Thür aufging und ein schönes Mädchen in bäuerlicher, und doch so wunderlicher Tracht, wie sie es sonst nie gesehen, hereintrat. Ihr Wamms war dunkelblau, mit langen, aufgeschlitzten Ermeln, zwischen deren silbernen Nesteln das Hemd weiß und bauschig vordrang, der weite Rock, von gleicher Farbe, doch bunt und so breit verbrämt, daß es das Ansehn gewann, als trage sie noch ein Unterkleid, fiel in graden Falten bis zur Erde hinunter, den züchtig umschlossenen Hals faßte eine Schnur schwarzer Perlen ein, ihr Haar, dunkler als diese Perlen, lag grade gescheitelt auf der Stirn, und ward nur zur Hälfte von einem weißen Häubchen verdeckt, dessen aufwärts gebogener, fein gefalteter, Strich das Gesichtchen wie eine Glorie umgab. In der einen Hand trug sie einen Korb voll auserlesener Früchte, in der andern eine weiße Schaale mit weißen Brödchen. Sie neigte sich vor Naninen,

und indem sie den Korb einen Augenblick zur Erde setzte, bemühete sie sich, der fremden Dame Kleid zu fassen und es ehrerbietig zu küssen; doch diese, von der dehmüthigen Geberde bei dem hohen Wesen und Minen wie beschämt, neigte sich noch tiefer, und drückte einen flüchtigen Kuß auf die weiße Stirn.

Beide Mädchen standen einander betrachtend gegenüber. Nanine war modisch, leicht und luftig gekleidet. Nachlässig ließ sie den dunkelrothen Shawl von ihren Schultern fallen, die blonden Locken drängten sich voll und reich unter einem kleinen Strohhut hervor und beschatteten Stirn und Wangen. Tändelnd ließ sie eine Goldkette an ihrer Brust zwischen ihren kleinen, kindlich gerundeten, Händchen gleiten, während jene mit gesenkten Wimpern und flüchtigem Roth auf dem durchsichtigen Antlitz sittig schweigend das innere Wort verbarg. Es verletzte Naninen, als ihr Vater mit herablassender Freundlichkeit, leicht zu dem Mädchen hintretend, sagte, mein schönes Kind, sie ist musikalisch, wie ich an dem Instrument hier warzunehmen glaube, lasse sie doch etwas von ihrer Kunst hören. Meine Irmgart, erwiederte der Müller, in seiner Tochter Namen, hat die Kinderjahre bei meinem Bruder, einem Herrnhuter und dabei kunstreichen Instrumentenmacher, zugebracht.

Dort

Dort nahm sie wohl ein wunderlich Wesen an, aber der Himmel erleuchtete sie auch durch mancherlei Gabe, und sie kann sich, will's Gott! sehen und hören lassen; dabei drückte er ihr die Laute in den Arm, und hieß ihr, zur Freude der hohen Herrschaften spielen und singen. Irmgart rührte die Saiten, und sang mit der reinsten Cristallstimme.

Es giebt so dunkle Stunden,
Wo man es gern vergißt,
Daß nur, um zu gesunden
Man diese Welt durchmißt.

Geheilt von allen Fehlen,
Wähnt sich der stolze Muth,
Und will sich selbst verhehlen
Wie Schmerz im Innern thut.

Gestählt durch kühnes Meinen,
Was ihm im Busen wallt,
Birgt er sich und den Seinen
Und wird recht todeskalt.

Und alle fromme Klagen,
Sie brechen an der Brust,
Die nie im süßen Zagen
Geahndet Himmelslust.

Des Lebens ew'ge Bronne,
Sie schließen dem sich zu,
Der niemals Thränenwonne
Gekannt in starrer Ruh.

Doch ob man sich betrogen,
Im Trotz die Brust verdeckt,
Ihr Töne kommt gezogen,
Und Lieb' ist auferweckt.

Ein Herz das will erkalten,
Von gift'gem Hauch berührt,
Muß linde sich entfalten,
Wie ihr es angerührt.

O Töne, heilig Wehen,
Drin Gottes Athem bebt,
Laßt mich in Euch vergehen
So nur hab' ich gelebt.

Sie schwieg. Der Klang bebte noch in Naninens Seele, als der Müller, ungeduldig seines Kindes Licht leuchten zu lassen, einen grünen Vorhang vor einem Alkoven weg zog, und seine Gäste ein Harmonika-Clavier in Gestalt einer Orgel sehen ließ. Hier, rief er, ist meine Irmgart eigentlich an ihrem Platze! Kind, fuhr er schmeichelnd fort, ich bitt' Dich, überwinde Dich immer

einmal. Ihr wißt Vater, erwiederte sie zögernd, — aber er hörte nicht drauf, sondern zog sie sanft zum Instrumente.

Einen Augenblick saß sie schweigend davor. Ihre Seele senkte sich in sich selbst zurück, dann aber glitten die länglichen Rosenfinger leicht auf den Tasten hin. Mit den ersten Tönen erzitterten aller Herzen. Unsichtbare Zungen redeten zu einem jeden in seiner Sprache. Eine fremde Welt that sich auf; wie in einer Wolke saß das Mädchen hinter dem halbgeöffneten Vorhang, ihre Wange war bleich, die Brust athmete kaum, alles Leben schien in den leuchtenden Augensternen zusammengedrängt, die mit ihren Lichtern Naninens Seele in sich zogen. Diese gehörte sich kaum selbst mehr. Das arme kleine Herz löste sich in unzähligen Thränen auf, bittend hoben sich ihre Blicke zum Himmel, als wollten sie da das zerrinnende Dasein retten. Aber unaufhaltsam und immer gewaltiger ward Irmgarts Spiel. Wogen ähnlich rauschte es durch das Stübchen. Nanine flüchtete ganz beklommen zum Fenster, und weit da hinausgelehnt wollte sie im Gebraus der Mühlräder die zermalmenden Töne überhören. Sie hatten allen Schmerz ihres Lebens aufgerührt, der Mutter Tod, den letzten segnenden Blick, die verfallenden Worte, ihr eignes Händeringen und Weinen. Das alles kam wieder, und

so gewaltig, daß sie sich kaum zu fassen wußte. Und im Fenster ward es ihr auch nicht besser. Die Musik drinnen schien nach ihr zu greifen und über sie weg mit dem dumpfen Wassergebraus zu reden; sie hörte ganz ordentlich Menschenstimmen, aber vollends entsetzte es sie, als an der gegenüberstehenden Felswand ein langer Schatten hin und her wankte, aus dem Wasser stieg und sich dann wieder drinn verlor.

Mitten in dem wolkigen Dunst unterschied Nanine deutlich eine jugendlich männliche Gestalt, welche aus einer Felsschluft trat, die Arme nach der Mühle ausbreitete, und dann niederkniend zwischen den Steinen verschwand. Sie hätte so gern mehr von dem zarten Wesen gesehen, dessen dunkles Lockenhaar so wunderlich in dem Nachthauch wallte. Aber alles blieb still und regungslos. Die Töne schwiegen auch. Als Nanine zu der Müllerin zurückgehen wollte, zog diese selbst den grünen Vorhang zu, und entzog sich hinter demselben Aller Augen.

Es greift sie jedesmal so an, sagte der Müller gutmüthig bewegt, drum spielt sie auch selten vor Leuten; aber nicht wahr? es ist recht Gottes Wort, was aus ihr spricht?

Was werdet Ihr gleichwohl aus ihr machen? unterbrach ihn Naninens Vater, hier nutzt sie sich

und der Welt nicht, sie steht nicht auf ihrem Platze; Ihr solltet sie als Künstlerin reisen lassen, da hätte sie doch ein bestimmtes Ziel, und sie wüßte selber was sie wollte.

Mag sie doch aus sich machen, was der Himmel ihr eingiebt, entgegnete der Müller, daran vergreife ich mich nicht, er hat sie so gewollt, so wird es ja auch wohl ein Ziel haben.

Wer ist Cinthio? fragte Nanine, welche den Nahmen in eingelegten Lettern auf der Laute gelesen hatte. Unser junger gnädiger Herr, dem wir unterthänig sind, erwiederte der Müller. Den fremden Nahmen hat er von der ausländischen Mutter, aber gewiß auch das fromme Herz, das wohl ein deutsches ist, weil es so viel von Gott weiß. Von ihm war das Lied, was Sie gehört haben.

Nanine stand halb träumend vor ihm, und ließ die Worte in ihr Herz fallen, als der Vater sie erinnerte, daß es Zeit sei, an ihre Reise zu denken. Es war ihr unwillkührlich, daß sie noch einmal die Laute in die Hand nahm, und einen letzten Blick auf den Namen warf, als scheide sie von einem befreundeten Wesen. Dann ließ sie es willig geschehen, daß man sie zum Wagen führte.

Als sie schon auf den schmalen Brettern stand und die Räder wieder so ängstlich schwirrten, ereilte

sie Irmgart noch den letzten Augenblick mit einem vollen Blumenstraus, den sie ehrerbietig in Naninens dargereichte Hand legte. Diese hatte nur noch Zeit zu einem dankenden Blick, der sich zu der Müllerin mondhellem Gesicht, fast verschämt, erhob.

Die Nacht senkte nun bald ihre weiche Schleier auf jede Erscheinung des Tages und löste die trüben Wogen in Naninen zu einem stillen Strom, in welchem sich die Himmelslichter ruhig spiegelten. Sie fühlte sich sanft erhellt, wie sie das luftige Meer so rein umspielte, und die leuchtenden Kreise immer strahlendere Bahnen zogen. Ihr eignes, armes Ich ward ihr werth, denn sie fühlte es angezogen und gehalten in den Schwingungen eines unendlichen Daseins. Sie hatte den Kopf aus dem Wagenfenster gelehnt, und stützte ihn auf die Hand, welche den Blumenstraus hielt. Wie ihre Blicke sich senkten, fielen sie auf die duftende Erdensterne, die im Nachthauch gepflückt, voll der herrlichsten Thauperlen hingen. Immer Thränen, sagte Nanine wehmüthig, wie ich nur das Auge zur Erde zurückwende.

Der Vater, den die Nacht indeß von eignen Angelegenheiten abgezogen hatte, ward durch ihr Schweigen gerührt. Er kannte ihre Bangigkeit vor den neuen Verhältnissen, denen sie nun bald

ganz nahe stand, deshalb sagte er gütig: Mein Kind, sieh nicht zu anhaltend in Dich selbst zurück. Was uns da stört, dürfen wir nicht zu genau beachten. Das Leben fodert bei großer Mühe und Anstrengung viel Muth und stetes Selbstverleugnen. Auch täuscht uns lange Gewöhnung oftmals, und läßt uns für eingeborne Richtung des Gemüthes halten, was nur kindisches Schmeicheln früherer Neigung war. Die Pflicht bleibt immer das Erste, und die Deine ist, Dich jetzt in größern Kreisen übersehen, und den Willen wie der Sitte Andrer unterwerfen zu lernen. Auch ist Dein Loos nichts weniger als unerfreulich. Eine große, prachtvolle Stadt, das Haus einer angesehenen Verwandten, der Glanz eines großartigen Lebens, mich dünkt, Du wirst Dich bald mit dem versöhnen lernen, was Dir jetzt so schrecklich ist.

Nanine hatte indeß mit den Blumen gespielt; sie bald auseinander, bald wieder zusammen gebunden. Ihr Duft umfing sie wie Liebeshauch, und rief unwillkührlich den Rosengarten mit seinen Zaubergewinden vor ihr herauf. Des Vaters Worte berührten sie nur flüchtig, doch sagte sie, Gott wird alles wohl machen nach seinem Willen, aber sie dachte dabei weder an die große Stadt, noch an vornehme Gesellschaften. Cinthios Nahme schwebte auf ihren Lippen, sie wiederholte ihn

mehreremale, und betete sich dann still in den Schlaf hinüber.

Als sie folgenden Tages den Ort ihrer Bestimmung erreichten, die Tante sie leicht und lächelnd empfing, und Alles im Hause lächelte, und so aussah, als müsse sie sich unaufhörlich mit Allen und über Alles freuen, so fiel es ihr schwer auf die Seele, ob wohl ein Einziger mit ihr weinen werde? Sie suchte vergebens nach einem festen, herzinnigen Blick, sie fand keinen, so wie niemand, der ihr etwas besseres als herkömmliche Worte zu sagen wußte, außer das jüngste Kind des Hauses, die kleine Emma, und ihre Wärterin, die alte Elisabeth, die beide fromm und lieb um sie beschäftigt waren. Gegen die Andern behielt sie auch ein fremdes, scheues Wesen, das weder des Vaters noch der Tante Ermunterungen überwinden konnten. Man wagte sich denn auch bald nicht mehr an ihr verhangenes Innre, und begnügte sich, sie äußerlich dahin zu stellen und zu schieben, wo sie der eingeführten Weise nach erscheinen mußte, ganz überzeugt, sie werde sich so unmerklich fügen und der Nothwendigkeit anpassen lernen. Sie lebte auch wirklich bald wie unzählig Andere, ohne daß sie daran dachte, weshalb? und wozu? Ihr Herz schlug matter und mahnte sie nicht mehr, eine Liebe zu suchen, die Niemand außer ihr vermißte.

Als der Vater nun Alles so eingeleitet sah, eilte er, Größeres zu betreiben, und schickte sich zur Rückreise an. Nanine, sagte er im Augenblick der Trennung, Du kennst jetzt den Strom Deines neuen Lebens. Sieh' genau zu, wie ihn Andere befahren, und laß Verstand Deinen Steuermann sein, spanne auch nicht zu hoch, damit Du ruhig in den Hafen einlaufen mögest, den Deine Mutter Dir sehr früh als Ziel Deiner Fahrt bestimmte. Er drückte sie mit ernster Zärtlichkeit an sein Herz, und stieg vollkommen ruhig über ihr Schicksal in den Wagen.

Meine Mutter! o meine Mutter! rief Nanine bewegt, was hast Du über Dein Kind beschlossen! Die kleine Emma drängte sich hier ungestüm vor die Wärterin her, in's Zimmer hinein. Man sachte, man sachte, rief die Alte, wir kommen ja doch wohl hin, was sein soll, schickt sich wohl! Aber das Kind achtete nicht auf sie, sondern sprang zu Naninen, und diese bei dem Kleide ziehend, rief sie ungeduldig: Du mußt aber mit mir kommen, wir wollen spatzieren gehen. Nanine ließ sich willig finden. Die liebliche Minen und Geberden des Kindes legten sich wie Engelsgruß an ihre Brust. Sie neigte sich zu der Kleinen, und sah es gern, wie diese ihr Hut und Shawl brachte, und sie dann zupfte und zerrte und mit tausend Schmeichelworten fortttrieb.

Die alte Elisabeth folgte bedächtig nach. Ihr Kinder, rief sie, Ihr wißt ja nicht die Wege! das geht und geht, und weiß zuletzt nicht wohin?

Sie führte sie nun sorgsam durch abgelegene Straßen einem Wäldchen zu, das mit seinem frischen Hauch die städtische Luft freudig verwehete. Emma ward nicht müde, hin und her zu laufen, Blumen zu pflücken und sie Naninen zu bringen, die immer vollere Kränze winden und sich und sie selbst damit schmücken mußte.

So wunderlich angethan, traten sie von einer andern Seite zum Walde heraus. Der Abend brach schon herein, der Himmel war grau bezogen, nur im Westen glimmte ein scharfer röthlicher Streif. Bei der scheidenden Sonne ward Nanine lebhaft an ihre Mutter erinnert, wenn sie sonst verreiste, und den Schleier schon übergeworfen hatte, und ihn dann noch einmal aufschlug, mit ihren hellen Augenlichtern das zurückbleibende weinende Kind zu trösten.

Ach, Schäfchen, schöne Schäfchen! rief Emma voll Freude. Nanine sah nieder zur Erde. Die weiße Heerde weidete friedlich einen mosigen Abhang entlang, wie herabgefallene Rosenblättchen lag das Abendroth auf den weißen Flocken. Sieh Kind! sagte die alte Elisabeth, da spielt Jesus mit seinen Lämmchen und wirft ihnen Blumen vom

Himmel zu. Ach schön! rief das Kind, und faltete die kleinen Händchen, dann sprang sie aber gleich drauf mitten in die Heerde und wollte eins greifen und auch spielen. Doch die Schafe sprengten auseinander, und Emma stand ganz allein, einem alten Schäfer mit weißem Bart und dunkeln, ernst blickenden Augen gegenüber. Er hieß die Kleine neben sich unter einem Baume sitzen, pfiff seinem Hund und warf seinen Weidestab weit von sich, drauf nahm diesen der Hund in's Maul und führte die scheuen Thiere zu des Hirten Füßen! Die zartesten Schäfchen schmiegten sich nun in Emma's Schoos, die sie streichelnd fragte, ob Jesus alle Abende so freundlich sei und immer so goldene Blumen streue? Da legte der Schäfer seine Hand auf ihre Stirn und sagte: der Herr sei mit Dir wie er stets mit frommen Hirten ist. Amen, sprach Elisabeth zwischen Beiden hindurch auf ihr liebes Kind gebeugt. Nanine sank überwältigt von Andacht und großer Liebe zu Gott auf ihre Knie und das Gesicht zur Sonne gewandt, betete sie still, während ihr die letzten aufflammenden Strahlen Wangen und Augen küßten. Ein breiter Schilfkranz, mit dem sie Emma ausgeputzt, hing halb von ihrem Hute herab, auf der Brust spielten alle zurückgeworfene Schatten der vielen Blumen, die sie im Walde an sich stecken mußte, und es gewann

das Ansehen, als träten die innern Blumen der Gedanken und Worte im Gebet aus ihrer Seele hervor.

Ein leises Geräusch schreckte sie zusammen, und als sie sich dahin wandte, woher es zu kommen schien, sah sie einen jungen Mann in Jägertracht, der mit verschlungenen Armen sie und das Kind und die beiden Alten betrachtete.

Nanine erhob sich beschämt von ihren Knieen; doch der Jüngling trat sogleich bescheiden zurück, und sich fast demuthsvoll vor ihr neigend, eilte er an den Fremden vorüber.

Sie sah ihm lange nach. Die Flinte hing so nachlässig über seine Schultern, daß es nicht aussah, als bedrohe sie die lustigen Waldbewohner; vielmehr, dachte Nanine, soll sie ihm wohl nur ein Recht vor den Menschen gewinnen, diese ungestört aufzusuchen. Sie wußte selbst nicht, weshalb sie das glauben mußte; aber das fromme Auge hatte so ruhig auf sie geblickt: sie suchte es noch immer, als er schon längst hinter dem Saum des Waldes verschwunden war. Drauf hefteten sich ihre Blicke auf die Stelle, wo er gestanden hatte. Ein weißes Blättchen wiegte sich dort auf den Gräsern, und schien ihr zu sagen: nimm mich, ich gehöre Dir. Sie faßte schnell danach, und las folgendes:

Wohl tausendmal zieh'n mich der Töne Wogen
An Deine Brust, in ihr den Quell zu finden,
Der silbernstrahlend in kristallnen Bogen
Die Brücke schlägt, den Himmel uns zu binden.

Des Strahles Licht, das mich zu Dir gezogen,
Daß lösend in des Klanges Luftgewinden
Ich Deine Seele labend eingesogen,
Das, hofft' ich, solle niemals mir entschwinden.

Doch muß an ödem Strand' ich hier verschmachten
Denn abwärts drängen mich die hellen Fluthen,
Hin, wo mich Grau'n und Finsterniß umnachten.

Du selber schürst des Herzens wilde Gluthen,
Dem Himmel mehr als Erde nachzutrachten,
Läßt Du zum Tode Cinthio sich verbluten.

Cinthio! sagte sie wehmüthig, und las die Worte immer wieder, als die kleine Emma schon längst nach Hause verlangte und der Schäfer seine Heerde weithin in die Ebne trieb. Es dunkelte bereits, Sonne und Wolkenpracht waren verschwunden, das Kind war müde; um schneller fortzukommen, waren sie genöthigt, es abwechselnd zu tragen, da es ohnehin zu regnen anfing und sie doppelt eilen mußten.

Im Hause hatte man auf Naninen gewartet. Die Tante wollte ausfahren. Es war schon lange

ein Laufens und Schickens nach ihr gewesen. Sie fand darum Alles so unruhig und wild wirrend, und der Tante leichter, nichtachtender, Verweis trieb sie vollends dumpf und schwankend in sich zurück. Ein ernstes Wort hätte ihr doch ein deutliches Gefühl gegeben; so wußte sie nicht, wo sie mit ihren Gedanken hin sollte.

Es blieb ihr auch noch mehrere Tage derselbe Druck und die peinliche Unsicherheit in Wunsch und Gedanken, bis sie eines Abends höchst überraschend unter vielen andern Leuten auch Cinthio bei ihrer Tante traf. Zu Anfang wollte sie sich selbst nicht trauen. Das Glück schien ihr so groß, so unermeßlich groß! Lieber Himmel, dachte sie, Gott wiederholt doch jeden Augenblick seine große Wunder, denn ist es nicht, als schaffe er auf's neue die Welt, wenn er so plötzlich aus unsrer tiefsten Sehnsucht den Menschen hervorruft, der so gut wie der erste Mensch den höchsten und seligsten Wunsch des Herzens ausspricht. Der ihrige war erfüllt, deshalb wäre sie am liebsten auch nur gleich gestorben, denn was nun kommt, meinte sie, kann doch nie so schön wieder werden!

Cinthio eilte indeß mit freudiger Hast auf sie zu. Er knüpfte Blick und Worte an ihr neuliches Zusammentreffen im Felde an. Es rührte ihn, hier unter den vielen nüchternen Wesen eines zu tref-

fen, das, wenn auch mit den Wurzeln in der Erde haftend, dennoch den Blüthenkelch, das blaue Auge, zum Himmel hob, und da sie der Ton seiner Stimme so wunderbar bewegte, daß ihr Thränen den Blick dunkelten, so glaubte er, ein innres Leid rühre an ihrer Seele wie an der seinen, und ein Band der Theilnahme und des Vertrauens schlang sich von da um Beide.

Nanine war eine neue, liebe Erscheinung in der Welt. Ihr kindlich bewegtes, frisches Herzchen sprang überall in Rede und Minen hervor, und, wie der Duft einer kaum verschlossenen Knospe der welken Brust den verlornen Jugendschimmer zurückwerfen soll, so drängte sich die abgeblaßte Welt um sie, und wollte sich im Balsam neuer Lebensfülle laben. Cinthio, ein jugendlich edler Dichter, war durch Geburt und Familienverbindungen in jenen Kreisen gehalten, und wenn gleich der Dichter meist ein unverständliches Wesen bleibt, und zwischen rohem Spott und erbittertem Anerkennen in der herrschenden Meinung schwebt, so gewann ihm doch das freudigste Anneigen zu jedem, der den innern Lichtstral, selbst nur in schwachen Blitzen, zeigte, dennoch alle Herzen. Man vergab ihm sein Talent um der Anspruchlosigkeit, mit der er es verbarg. Er drängte sich jetzt, wie so viel Andere, um Naninen. Doch ihn zog etwas

Anderes: er wollte ihr in schnellern Wegen des geselligen Zusammenseins anfühlen, was auf ihrer Seele laste. Doch sie barg ihr höchstes Glück züchtig in der keuschen Brust, und floh die laute Freude, die ihr so manches liebe Bild zerriß. Deshalb erschien sie Cinthio mit jedem Tage zurückgezogener, und ihm ward bange um die neue Freundin.

Als sie daher einst des Abends, fern von den Uebrigen, neben einander standen, sagte er theilnehmend: mich dünkt, Ihr Blick schweift, wie der meinige, über die Stadtmauer hinaus, und sucht dort verlornes Glück. Meine arme, liebe Freundin, gönnen Sie doch beiden, die luftige Fahrt geschwisterlich mit einander zu machen. Er hatte ihre Hand gefaßt und sah bewegt auf das zarte Kind, das den heftigen Eindruck dieser Worte kaum verbarg, und nur gebrochene Seufzer über die zitternden Lippen schweben ließ. Sie wandte den Kopf, und die Stirn fest an die kalten Scheiben gedrückt, starrte sie den Himmel auf, der sich wie ein glänzender Streifen über der schmalen Straße hinzog. Gerade über ihr funkelte der Orion mit dem Flammenschwerdte. Als ihre Mutter begraben ward, leuchtete dasselbe Sternbild am Himmel. O Gott! seufzte sie, du böser Stern leuchtest mir nur zum Tode.

Doch

Doch Cinthio ließ nicht ab von ihr. Er suchte sie jeden Tag auf. Er las ihr vor, erzählte ihr von einer frühern Liebe, und wie sich dieser Alles im Leben, selbst der Wille der Geliebten, entgegenstelle. Er hoffte auf solche Weise Naninen zu ähnlichem Vertrauen zu bewegen. Doch diese rang mit unsäglichem Schmerz, sich selbst treu zu bleiben. Oft war es nicht anders, als spalteten seine Worte ihr Herz: und als er einmal ein kleines Lied mit den Versen schloß:

Doch so kanns niemals wieder werden,
O Gott! die Wonne war zu groß.

da verdeckte sie mit beiden Händen das Gesicht, und stürzte schluchzend zur Stube hinaus. Sie eilte ganz verstört nach dem Wäldchen und den Feldern, wo sie Cinthio zum erstenmale sah. Der Herbst warf seine dunkle Schatten schon längst über die nackte Fluren. Die Luft wehete kühl und hohl durch die schwarzen Zweige, ein feuchter Hauch legte sich um ihre Brust, sie schauerte frierend zusammen. Es ist vergebens, sagte sie, für mich ist kein Glück auf dieser Erden, und niemals, niemals wird das Loos sich wenden! Sie trat auf einen Hügel, von dem sich die Stadt grau und hinter Nebeln zeigte. Es sah aus, als habe der Tod alle Lichter von dem Erdkreis verwischt. Plötzlich fiel es ihr ein, wenn nun Alles ausgestorben sei, und Niemand als sie und Cinthio lebe, dann

werde er sie doch lieben! Sie bebte bei dem Gedanken, und mußte viel über sich und ihr vermessenes Herz weinen, so daß der Himmel Mitleid mit ihr hatte, und ihr auf dem Rückwege die Worte wie Perlen aus dem Munde fallen ließ:

Wie ich heut so einsam ging,
Welke Blätter vor mir rauschten,
Nackte Halme traurig lauschten,
Ob nicht wo ein Blümchen hing?

Bebend dann im Norderwind
Ihre schlanke Leiber neigten
Und mir nichts als Thränen zeigten
Sprechend, sieh', wie tod wir sind.

Da — ich weiß es selbst nicht wie?
Lockten mir die thau'gen Perlen
Aus den Augen auch zwei Perlen
Heißer brennend wohl als die.

Nebel stiegen aus dem Grund,
Rollten wirrend sich zusammen,
Bilder die der Erd' entstammen
Blickten aus dem feuchten Schlund.

Und die hohle Windsbraut sang:
Todes=Engel kommt gezogen,
Spannt den schweren erz'nen Bogen,
Hörst Du nicht der Senne Klang?

Was ich drauf nun hört' und sah
Will ich lieber ganz verschweigen,
Abwärts auch die Sinne neigen,
Nicht gedenken, was geschah.

Doch ihre Ruhe war hin, und sie mochte sie auf dieser Welt auch nicht wiederfinden. So oft sie Cinthio sah, schloß sich ihr ganzes Innre auf. Alles Leben in ihr strömte ihm entgegen, doch wie er sprach, trat das hohe, wunderbare Mädchen zwischen sie und drängte sie auseinander. Nanine senkte dann still den Blick in sich zurück, und rang unter seltsamen Gefühlen gegen seine Freundschaft an, die sie immer herziger umschlang und immer grausamer zurückwies. Sie fühlte sich in dem Netze verstrickt, beengt, und zitterte dennoch, daß es reißen und sie frei machen könne.

Ihr zarter Leib erkrankte endlich unter so großer Anstrengung. Sie welkte dem Frühling entgegen und sah den wiederkehrenden Lebensschmuck wehmüthig vor sich entfalten.

Einst träumte ihr, sie sei in einem kleinen Gärtchen, die Sonne schien so silberhell wie sie es nie im Leben gesehen hatte, und beleuchtete sie und das Gärtchen und ein in mitten stehendes Haus, daß es nicht anders war, als umflösse sie ein unendlich warmer Lichtstrom. Da sagte sie zu je-

mand, nach dem Hause gewandt: wir bestatten an-jetzt meine Mutter zur Erde, und etwas hinter sich ziehend, sah sie sich darnach um, und sah eine Bahre welche sie fortschleppte, ohne daß es ihr große Mühe machte, ohnerachtet sie tiefe Furchen in die Erde schnitt und diese in schwarzen Streifen auf den Rasen warf. Die alte Elisabeth weckte sie hier, indem sie ihr sagte, zur Tante zu eilen, die sie sprechen wolle. Nanine war noch voll von ihrem Traume. Sie erzählte ihn der Alten. Kind, sagte diese, Todten sehen bedeutet jungen Mädchen Hochzeit, und der warme Sonnenschein ist recht eigens Liebesglück. Nanine erinnerte sich hierbei ihres Vaters Worte und des lang ersehenen Zieles ihrer trüben Lebensfahrt.

Es mußte sie jetzt wohl doppelt erschrecken, als sie neben ihrer Tante wirklich den Vater sitzen und über ihr Staunen lächeln sah. Sie las alles, was kommen sollte, in seinen Blicken, die etwas Verheißendes und zugleich gutmüthig Bewegtes hatten. Er zog sie sanft neben sich auf einen Sessel, und sprach so liebreich von ihren bleichen Wangen und der verstorbenen Mutter, daß Nanine in Thränen zerfloß. Und als er nicht aufhörte, die zarte Sorge und den vorhersehenden Geist der geliebten Seligen zu preisen, so umschlang sie ihn mit beiden Armen und bat ihn nur gleich zu sagen, was diese

über sie beschlossen habe? denn dahin, rief sie, sollen doch die lieben zerreißenden Erinnerungen führen. Die Tante wollte lachend einfallen, allein Cinthio trat jetzt herein, und der Vater faßte statt aller Antwort seine Hand und legte sie in Naninens Rechte, indem er hinzusetzte: das war Eurer Mutter Wille, den ich segnend vollziehe. Cinthio sank vor ihr nieder, und ihre Knie fest umschlingend, sagte er weich: erschrick nicht, Nanine, Du hast allein über uns zu entscheiden. Gieb zuerst Deiner Brust Frieden, und gestehe es Dir und mir, ob Du der Mutter Stimme höher, als die des eignen Herzens achtest? ob Du an meiner Seite Ruhe finden kannst? O Gott! mein Gott! rief Nanine, wo soll ich anders Ruhe suchen! Du warst es ja, der immer in meiner Seele lebte! Du lieber, lieber Engel, sagte er, durch ihre Liebe an sie gerissen, so trage mich denn auf Deinen Rosenschwingen zum Himmel!

Beider Innres schloß sich nun freier gegeneinander auf. Naninens bescheiden verschlossene Neigung rührte Cinthio über Alles, und wenn auch zuweilen ein Stachel alter Erinnerung unter dem Blumenteppich sein Herz berührte, so tröpfelten ihre unschuldige Freudenthränen heilenden Thau darauf.

Die Tante hatte mütterliches Recht an sich

reißen und die Hochzeitsfeier in ihrem Hause vollziehen wollen. Doch Nanine bestand darauf, durch Cinthios Mutter, von der sie wußte, daß sie den Sohn über alles liebe, zum Altar geführt zu werden. Zudem war es ihr so rührend, daß diese in jener Stadt wohne, die ihr einst so zauberisch erschienen war. Man mußte ihr schon zu Willen sein, und Alle, die Tante und Emma und die alte Elisabeth, begaben sich in Freudigkeit auf die Reise.

Nanine hatte den Blick in den Rosengarten als eine himmlische Erscheinung festgehalten, und deshalb nie davon gesprochen, sie auch nur in heiligen Stunden, ganz in der Einsamkeit, in sich hervorgerufen. Jetzt, bei dämmerndem Morgenlicht, trug sie der Wagen, wie damals, schlafend vor dessen Pforten, und wie damals blüheten und dufteten die Blumen, und es trat wieder eine liebe, weiße Gestalt aus dem Gebüsch hervor. Nanine schlug die Augen auf. Herr Gott! Cinthio, rief sie, wie bald war es doch um das kurze Leben gethan! so schnell trug mich die Liebe in den Himmel. Cinthio verstand sie nur halb, und zog sie schnell der Mutter entgegen, die das betäubte Mädchen nach und nach durch ihre Liebkosungen zu sich selbst brachte. Sie sagte nichts weiter von dem was in ihr vorging, aber ihr blieb ein heimliches Beben, das sie, wie eine Aeols-Harfe, weich und für jeden Hauch verletzlich stimmte.

Die Mutter wollte noch an selbigem Tage das Glück ihrer Kinder gesichert sehen. Die Trauung ward vollzogen. Gegen Abend füllte sich der Garten mit vielen Landleuten die bei Musik und Tanz das Fest feierten. Ganz zuletzt trat noch ein Zug junger Mädchen ein, die Müllerin an ihrer Spitze. Singend neigten sie sich vor Naninen und brachten ihr mancherlei Gaben. Als sich die Andern dem lustigen Reigen der Uebrigen anschlossen, trat Irmgart noch einmal zurück, und sang zur Laute.

Ich aber kehr' in dehmuthsvoller Stille
Die reine Magd, zur einsam ruh'gen Zelle,
Wo kund sich giebt auf Sanges heitrer Welle
Des Herren Wort, wie eigner Neigung Wille.

Nanine fühlte ihres Gatten Hand in der ihren beben. Sie las in seinen Augen.

So kann es niemals wieder werden
O Gott! die Wonne war zu groß.

Da brach ihr das Herz. Sie machte sich los, und schweifte einsam zwischen den Blumenwänden hin. Alle neigten ihre Häupter im Abendwind und flüsterten schauerlich: So kann es niemals wieder werden! Auf einer Terasse saß die kleine Emma, mit ihrer Wärterin. Sie spielte jenes kindische Fragespiel mit Sternblumen. Viele wurden zerrupft und befragt: liebt er mich? liebt er mich nicht? und wenn die Antwort bejahend war, dann schlug Emma in die

kleine Händchen und jauchzte laut auf. Auch Nanine fragte, aber die Kleine stammelte traurig, das letzte Blättchen in der Hand: nein, er liebt Dich nicht! Er liebt mich nicht! schrie Nanine? Alle Fäden ihres Lebens rissen entzwei, sie sank ohnmächtig an der Kleinen hin. Die holte voll Schrecken ihr liebstes Spielzeug, und flehete und weinte, und bat sie aufzustehen.

In banger Unruhe suchte und fand sie endlich Cinthio. Sie ward in das duftende Brautgemach getragen. Ihr schöner Leib streckte sich auf weiche Polster. Aber der Tod küßte ihre bleiche Stirn, und sandte nun seine Engel, sie im seeligen Wahnsinn von der Erde zu tragen.

Durch viele Tage, die sie noch bei Cinthio und seiner Mutter lebte, glaubte sie im Paradiesesgarten zu sein. Auch waren es Himmelsrosen, die sich endlich kühlend um ihre Schläfe legten, und mit lindem Hauch die müden Augen schlossen.

Von da war es, als habe die Muse Cinthio geheiligt. Das Schicksal wagte nicht weiter, in sein reines Dasein einzugreifen. Ganz ungestört schweift er an ihrer Hand durch die Irrgewinde des Lebens, und was sein Mund gesungen, das trug Irmgart in ihrer stillen Klause auf Schwingen heller Silbertöne zu Naninens Herzen, die hinfort in himmlischem Verkehr mit beiden lebte.

Der Hochzeit-Abend.

Im ruhigen Glanz eines deutschen Fürstenhauses war Anna jeder Huld und stillen Tugend hinangereift. Wie von selbst hatte sich alles Großartige ihrer Ahnen dem züchtigen, jungfräulichen Dasein verwebt. Und ohne daß sie es selbst noch wußte, entspannen sich ganz im Verborgenen die Fäden aus gemeinsamer Wurzel, die späterhin, als reiches Gewebe, ein dunkles Schicksal überstrahlen sollten.

Fast noch Kind, ward sie dem jungen Albrecht, einem Stammverwandten Prinzen, verlobt. Ohne innre Neigung wurden dennoch beide durch die Würde ihrer Bestimmung gehalten, und kannten kein Widerstreben. Das gegebene Wort der Eltern drang sich ihnen gesetzlich fest, unabwendbar, auf, und wie der Prinz auch sonst dreisten Wünschen schmeicheln mochte, so gedachte er hier weder an Vermittlung noch Ausflucht.

Wenn das Gesetz auf solche Weise ein Band um die Willkühr der Menschen legt, so blitzt nicht selten die Erinnerung ursprünglicher Freiheit in

unbewachten Augenblicken hindurch, und ringt so lange, bis sie trotzige Naturen abwärts reißt, stillere aber mit einer höhern Bestimmung versöhnt.

Vor allem andern hegte Anna eine große Zärtlichkeit zu ihren Brüdern, mit denen sie gern und viel zusammen war. Lange Gewohnheit hatte ihr diese liebe Gesellschaft unzertrennlich von der des Grafen Heinrich, des frühen Jugendgespielen ihrer Brüder, gemacht. Das Bild des Einen floß in die Liebe für die Andern zusammen, und niemals vermochte sie diese oder jenen allein zu denken. So in ihr Leben verwachsen und mit diesem gereift, war es ihr nicht eingefallen, eine zur Natur gewordene Neigung als etwas Einzelnes, sie Bedrohendes, anzusehen. Es kam ihr nicht ein, die Verhältnisse anders als sie grade erschienen, zu betrachten und da der Graf, in großer Ergebenheit, nie die Schranken sittigen Vertrauens überschritt, so blieb ihr Gemüth arglos, wie ihr Umgang frei von Schuld und Zwang. Es ist der wahrhaftigen Reinheit eigen, daß sie ihren Glanz um sich verbreitet, und wer lange darin verweilt, der schämt sich böser Gedanken. Deshalb nahm auch niemand Anstoß an der größern Auszeichnung des Grafen, jedem erschien sie natürlich, und die fromme Liebe träumte in seliger Ruhe fort, ohne daß sie ein dreister Laut erweckte.

Es war um die Weihnachtszeit, daß Prinz Albrecht, von Reisen zurückkehrend, sich selbst der Braut nach langer Abwesenheit als Christgeschenk geben wollte. Anna hatte es auch in Demuth so ansehen gelernt, und erwartete, was ihr von höherer Hand beschieden war. Das Fest kam indeß ohne den Bräutigam, den eine leichte Unpäßlichkeit entfernt hielt. Dem alten Fürsten war das höchst unangenehm. Er sah ungern die erwartete Freude gestört. Deshalb gedachte er Anna auf andere Weise zu zerstreuen, und da der Graf in Anordnung sinnreicher Feste schon öfter erprobt war, so gab er es diesem auf, eine Weihnachtslust zu erdenken.

Heinrich ging mit eignen Gefühlen an das Werk. Sein Herz war gedrückt, doch erhob sich sein Muth an der innren Ehre, die er ein Schild der Treue nannte, und stets mit ihr die bewegte Brust wappnete, damit keine Verlockung hinein und kein vermessner Wunsch herauf dringen möge. Was sonst hier vorgeht, dacht' er, die Hand auf's Herz legend, ist für Gottes Blick, und Niemand hat ein Recht daran. Doch seit einiger Zeit war ihm der Kampf schwerer geworden, ie vertraulicher, ie ängstlicher sich die Prinzeß an ihre früheste Verhältnisse anschmiegte, und die Augen vor dem Kommenden zu verschließen schien. Dies Zurück-

beugen nach den ersten Frühlingsblumen, während der Sommer schon längst sein dunkles Laubdach über sie alle wölbte, ängstete ihn. Er hätte so gern die arme, suchende, Hand gefaßt, und ihr über den verweheten Blüthenstaub hin, einen neuen Frühling gezeigt. Doch die Gestaltungen der Zeit finden nur in der Zeit ihren Untergang. Heinrich wußte, daß man ihre Verhältnisse nie ungestraft verrücke. Auch hegte er eine große Ehrfurcht vor den Formen des geselligen Vereins, als den jedesmaligen Leib geistiger Entwicklung, und deshalb war es ihm so nothwendig, wie das Bewahren eigner Ehre, daß die Prinzeß den vorgezeichneten Weg ohne Wanken gehe. In diesem Glauben nun, und in dem innerlichen Mitleid mit Anna und sich selbst, schien ihm der gegebene Auftrag bald wie eine Strafe, bald wie ein lieber, letzter Lebensgenuß, und er gab sich der Ausführung mit aller Weichheit und allem Ernst seiner hohen Seele hin.

Als nun der heilige Abend mit seinem weiten Sternenmantel heraufzog, und tausend Lichterchen in die kleine Seelen der Kinder und die dunklen Stuben der Erwachsenen streuete, führte der Fürst seine Tochter in eine anstoßende Gallerie, die mit aller grünen Pracht der Treibhäuser geschmückt, und vielen leuchtenden Glaskugeln, Paradieses-Früchten ähnlich, erhellet, einem duftendem Laub-

gange glich. An den Seiten, wo das Gezweig sich ineinanderflocht und in ein grünes Netz über Moosbänke hinzog, fand jedes seine Bescheerung. Doch im Hintergrunde sah Anna durch einen leichten Flor, wie in einem magischen Spiegel, sich und ihre Brüder und den Grafen allesammt als Kinder, durch lebende Gestalten in der bewegungslosen Ruhe eines Gemäldes dargestellt, wie sie noch auf Bildern im Schlosse zu sehen waren. Ein schöner Weihnachtsbaum stand, einem flammenden Springquell ähnlich, zwischen den Kindern, und schüttete mit seinem Goldregen bunte Christgaben zu ihren Füßen. Die Prinzen faßten nach einem kleinen Ritterschild und Degen. Der Knabe Heinrich stand im Hintergrunde, er hatte ein Kästchen mit wunderlichen Chiffern in der Hand, der eine Finger lag auf einem schwarzem Stift, als drücke er ihn, und seine gespannte Blicke hafteten darauf, als solle und müsse ein leserliches Wort herauskommen. Anna aber hatte nur Augen und Sinn für eine weiße Taube, die mit ausgebreiteten Flügeln über dem Baume schwebte. Einen Augenblick stand die zierliche Gruppe, wie ein liebes Bild froher Kindestage, vor den Beschauern, die sich, ohnehin weicher als sonst, in das süße Spiel verloren, als unerwartet ein grauer Vorhang über die ganze Herrlichkeit fiel, und am andern Ende des

Saals die Blumen auseinandergingen, den Stammhelden des Hauses, in einer zweiten Darstellung, der Art wie die vorige, gewappnet, in hoher Gestalt, unter dem gewölbten Bogen der Halle, zeigend, wie er seine Arme gleich den Zweigen eines Stammbaumes ausbreitete, an die sich die Prinzen in ritterlicher Tracht, zwei schlanke Säulen lehnten. Zu ihren Füßen ein schönes Mädchen, die erwachsene Anna vorstellend, mit aufwärtsgerichteten Blicken, nach dem Helmschmuck des Ahnherrn, einem Falken, gewandt. Das Ganze war, wie in einem Rahmen, mit leuchtenden Buchstaben arabeskenartig eingefaßt, die folgende Worte bildeten.

Erloschen ist der Weihnachtsbaum
Gestaltet hat sich Euch der Traum.
Aus flücht'ger Welle goldnen Schaum
Rankt ihr hinauf zum rechten Baum,
Schlagt Wurzeln in der Erde Raum,
Erfassend meines Mantels Saum
Wird jeder selbst ein edler Baum.

Es war, als drängen die Worte aus dem geschlossenen Munde des alten Helden, und rauschten wirbelnd durch das Steingewölbe hin. Es gehörte sonst zu den Lieblingsbeschäftigungen der Prinzeß, durch lebende Personen Gemälde oder den Entwurf dazu dargestellt zu sehn, und öfter hatte

sie sich selber darin versucht. Dies lautlose Vorüberziehn an der Seele schien ihr den Gedanken auf die mannichfachste Weise abzuspiegeln, wie bei Jedem verschiedenen Eingang zu verschaffen. Doch was sie Heute gesehen, theilte sie wie in zwei Hälften. Die leuchtenden Buchstaben rissen ihre Blicke an sich; sie sah so lange unverwandt darauf hin, bis ihr das ganze Bild in einem Feuerregen unverständlich hin und her schwankte; nur des Falken Augen glüheten, wie zwei brennende Kugeln, in ihre Stirn hinein. Sie fuhr ängstlich mit der Hand drüber hin, und wandte sich nach der Seite, wo die Kindeslust sie so lockend angesehen. Der graue Vorhang wallte wie eine Wolke im Zugwind der geöffneten Thüren. Den Grafen hatten einige Anordnungen dahinter beschäftigt. Er theilte jetzt das Linnen, und trat hervor; von den grauen Falten umwallt, in schwarzer Hoftracht, und wunderbar durch den Lichterschein gebleicht, erschien er der Prinzeß wie ein ernster Magier, der Vergangenheit und Zukunft warnend heraufbeschwor. Sie gedachte des Kästchens mit den Chiffern, und sagte, durch etwas anders als Neugier getrieben: was war es für ein Wort, das Sie mit den Stiftchen zusammensetzten? Er senkte die Augen und erwiederte in innrer Verlegenheit: es bleibt wohl besser ungesagt, da ich es selbst nicht zu lesen wage.

Der Ton seiner Stimme mehr noch als der Sinn der Worte, welcher Anna's Herz nur dunkel umflog, zog auch ihre Blicke zur Erde. Als sie wieder aufsah, zuckte der kaum besiegte Schmerz noch unsicher über sein Gesicht, das ihr immer bleicher vorkam, und den Gedanken an Tod und Verlust mit dem bangen Ausruf aus ihrer Seele riß: Mein Gott, Sie sind nicht wohl, ich sehe es Ihnen an, Sie leiden; das Fest, der Lampen-Dampf, das viele frische Grün! — Sie machte eine Bewegung, als wolle sie seine Hand fassen und ihn aus dem Saale ziehn, doch besann sie sich schnell, sie hielt inne, im innern Kampf ward ihre Stimme fast spröde und kalt, als sie weiter sagte: Sie thäten wohl, Sie suchten andere Luft, wo es Ihnen freier würde. Wie ein Messer schnitt ihr plötzliches Erfassen in sein Herz. Er sah mit einem einzigen Blick auf sie, den ersten, der den reinen Spiegeln je entfiel, und einen Funken unauslöschlicher Gluth in ihre keusche Brust warf. Das entbundene Gefühl schoß plötzlich herauf. Heinrich kannte kaum noch ein Maaß in sich selbst, er hätte vor Anna niederfallen und zu ihren Füßen sterben mögen. Doch was ihn so überfüllte, schloß ihm zugleich die Lippen. Alles Leben flüchtete sich nach den Augen. Hier lag unter dunklen Schleiern eine fromm ergebene, wunde Seele. Anna wandte sich

erschüttert von ihm. Nach diesem Blick konnte sie in keines Menschen Auge sehen. Sie suchte den Himmel. Der leuchtete mit seinen flimmernden Demant-Kerzen zu den gefrornen Fenstern herein. Die bleichen Eisblumen an den Scheiben schienen lange Stiele zu bekommen und sich wie ein glänzender Schmuck drückend um ihre Brust zu legen. Voll Gedanken, wie sie sie nie gehegt, setzte sie sich auf eine der Moosbänke und ließ sich von wirklichen Blumen umspielen.

An solchen Tagen, wo einzelne hervorspringende Momente die Aufmerksamkeit einer Gesellschaft an sich reißen, wird meist der Zweck geselligen Vereines verfehlet. War der Gipfel einmal erfaßt, so hat sich auch die Theilnahme erschöpft. Nachempfinden können wenige, und was nachkommt, ist nüchtern gegen das Vorhergehende. Man versucht sich wohl an etwas Anderm, aber es bleibt doch nur ein Versuchen. So ging es den hier Versammelten. Die Gemälde-Vorstellung hatte einen Jeden mehr oder weniger ergriffen und eine Lücke in dem langen Abend gefüllt. Jetzt war das vorbei, niemand wußte mit der Zeit auszukommen, keiner war am rechten Platze, bis die eröffnete Tafel jedem den seinen anwies.

Ganz anders reich und dennoch weit trüber regte sich das Leben in Anna und Heinrichs Her-

zen. Diesen mahnte die Pflicht zur Strenge gegen sich selbst und verwies ihm jenes leichtsinnige Hingeben als einen sträflichen Treubruch. Anna verstand sich nicht ganz. Gewohnt, dem schuldlosen Herzen zu folgen, ließ sie sich von dessen geheimnißreichen Melodien träumend hin und her wiegen, ohne zu ahnden, welcher Kraft der Mensch gegen das Verhängniß bedarf.

Als indeß der kommende Tag mit seinem klaren, winterlichen Schein die Verhältnisse in ihre gewohnte Bahnen fügte, trat das Herkömmliche auch wieder in sein volles Recht, und Hof-Gesetze und Ceremonieen füllten Zeit und Gedanken. Der Graf vermochte es über sich, die Prinzen ziemlich unbefangen zu Anna zu begleiten. Diese war im Kreise ihrer Damen mit der Arbeit eines Teppichs, einem Geschenk für den Fürsten, beschäftigt. Sie endigten lustig die fleißige Stickerei. Die Männer bewunderten ihr Geschick, und sahen gern auf das Spiel der weißen Finger in der bunten Seiden-Verschlingung, spöttelten aber zugleich über die unordentlich verstreueten, abgerissenen, Blumen auf dem Grunde, die so häufig weibliche Arbeiten zieren. Sie meinten, Frauen und Kinder lieben die Blumen nur, um sie zu brechen, und sie dann wie Herzen, die sie gnügsam nur einmal in die Hand genommen, nachlässig wegzuwerfen. Anna

wollte antworten, als ein Geräusch im Schloßhofe ihre Augen nach dem Fenster zog. Ein leichter englischer Reisewagen hielt im innern Raum, der Schlag ward geöffnet, und was ihr geahndet, Prinz Albrecht sprang leicht und gewandt die breite Schloßtreppe heran. Die Prinzen eilten ihm entgegen, der Graf folgte ihnen, Anna floh bestürzt und beklommen zu ihrem Stickrahmen zurück. Lieber Gott! sagte sie, die Blumen ernsthaft betrachtend, wir brechen sie nicht, wir sammeln sie nur, wenn der Sturm sie verweht, um den letzten Rest gestörter Lebensfreuden zu retten.

Von jetzt an kehrte ein ganz verändertes Leben in das Schloß ein. Prinz Albrecht war unstät, nirgend heimisch, das Vergnügen immer anderswo suchend, als wo es sich ihm grade anbot, mit Frauen unbeachtet, zu Anna in formelle Beziehung gesetzt, konnte ihn nichts fesseln oder durch natürliche Rückwirkung anziehn, da sein Umgang entweder verletzend oder durch Förmlichkeit gehalten, trocken und schroff war. Es konnte ihm daher nicht bunt und wild genug zugehn, und nur diejenigen sagten ihm zu, die in seine Laune einstimmten. Da er indeß nach Art leichtsinniger Spieler auf eine gewisse große und kühne Weise mit den Ereignissen wie den Verhältnissen des Lebens, und mit diesem selbst, spielte, so gewann er die Jugend

leicht für sich, und riß sie zu leichtfertigen und waglichen Unternehmen hin. Auch die jungen Prinzen hingen ihm an, und wenn es ihnen die Gastfreiheit auch nicht geboten, seinen Vergnügungen Vorschub zu leisten, so hätten sie es aus eignem Triebe gethan.

Man hörte seitdem nur von Trinkgelagen, Wettrennen, wilder Jagd durch schneeige glattgefrorne Forsten, wie von Mummereien und lustigen Streichen in der Nachbarschaft, reden. Verunglückte Reuter und Pferde, von Müdigkeit zerschlagene Gestalten und schlaffe, gähnende, Gesichter kehrten nach herumgehetzten Tagen trübselig in die Kreise der Frauen zurück, deren Reich nie weniger anerkannt war.

Die stille Anna sah unter dem wüsten Lärm ihren Vermählungstag mit Furcht herannahen. Allen Muth, den sie noch gewann, dankte sie der Aebtissin Bona, ihres Vaters Schwester, die, seit lange, aus ihrem fernen Kloster, zur Hochzeitsfeier an das helle Hoflicht trat. Eine hohe, majestätische Erscheinung, voll Milde und Entsagen in den reinen Zügen. Ihr Gehen und Neigen, die grüßende Bewegung ihrer schönen länglichen Hand, gewohnt den Segen zu ertheilen, alles an ihr zeichnete das Bild einer Heiligen aus. Ohne große Worte trat sie nicht selten entscheidend zwischen

die Menschen, und gebot über sträubende Gemüther, die ihr überwältigt gehorchten. Sie selbst hatte geprüft was das Herz soll, und geprüft, was es kann, deshalb foderte sie zuerst von sich Muth im Entsagen, wie Kraft im Erringen; und ließ die Macht ihres Beispiels über die Schwachen siegen. Doch wen die Welt verließ oder bedrohete, den nahm sie ihre Arme und flüchtete mit ihm zu Gott. Ihr Auge hatte sich früher an den Verhältnissen des Lebens geprüft. Eignes Leid schärfte es für das Anderer. Sie las schnell was hier in Anna und dem Grafen vorging. Doch hütete sie sich, die schlafende Blüthe, die so schweigsam ihr verborgenes Leben entfaltete, durch einen dreisten Blick ans Licht zu rufen. Was auch hier auf Erden in der Knospe stirbt, dachte sie, das birgt doch wohl ein Saamenkorn für die Ewigkeit. Den Grafen betrachtete sie oft lange Zeit hindurch, doch nie ohne große Erschütterung, auch vermied sie es mit ihm zu reden. Mit Anna hingegen war sie fast jederzeit beschäftigt, und bemühet, ihr Herz und ihre Seele durch Gespräche zu erfrischen. Oft wenn sie von den Wundern ihres Klosters und einer dort lebenden Heiligen sprach, war es Anna, als rede sie von sich selbst, so strahlte ihr Auge in demüthigem Glanz, so leuchtete ihr reines Selbst auf der hohen Stirn.

Einst, als die wilden Jäger wieder einmal bis spät in der Nacht im Forste raſ'ten, waren beide Frauen allein beiſammen. Anna ſorgte wegen ihrer Brüder; doch die Aebtiſſin ſagte ihr zuverſichtlich, ihr Schutzengel, der Graf, ſei um ſie. Anna faltete die Hände über einem kleinen Tiſch, der zwiſchen ihnen ſtand, und ſah ihr bang in die helle Augen. Sie aber rückte die Kerzen auseinander, und, näher zu ihrer Nichte gebeugt, hub ſie leiſe an: „Ich will Dir von jener leidensvollen Seli-
„gen erzählen, welche die Welt heilig nennt, da-
„mit wir uns in kommender Stunde erinnern mö-
„gen, wie das Schickſal ein Diener der Vorſehung
„iſt, Größeres als die Freude und das Leid dieſer
„Welt zu bereiten. Meine Kloſterfrau ſtammte
„aus Königlichem Hauſe. In bunter Sinnenluſt
„erzogen, gab ſie das kindiſche Herzchen ohne
„Wahl und Bedenken einem ausländiſchen Jüng-
„ling hin, der den Anfoderungen ihres Standes
„untergeordnet war. Dem Worte folgte die That.
„Sie ehelichte heimlich den Geliebten. Da träum-
„te ihr, ſie ſtehe an einem hellen Fluß, vor ihr
„leuchtete der Mond in wunderbarem Glanze, ein
„Schwan kreiſ'te auf den Fluthen einſam hin und
„her. Sie betrachtete ihn nachdenklich, als ſie ein
„warmer Strahl berührte; ſie wandte ſich, und zu
„ſelbiger Zeit ſtand auch die Sonne am Himmel

„und viel röthlich helle Lämmer weideten in ih„rem Silberschein auf einer Wiese. Wie denn: „rief sie, Sonne und Mond zugleich! ist der Ho„rizont so unermeßlich weit! Ihre Blicke fielen „zurück auf den einsamen Schwan; Luna küßt, „stammelte sie — aber der Traum riß sein Netz „entzwei, die Augen sahen hindurch in den aufge„rollten Tagesschein. Wie sie sich ermunterte, ver„lor sie gleichwohl das Bild nicht aus der Seele. „Sie ließ den Mönch rufen, der sie getrauet hatte, „ihr den Traum zu deuten. Dieser hörte sie auf„merksam an, und nachdem er eine Zeitlang nach„gedacht hatte, sagte er: Ihr werdet eines Soh„nes genesen, der wird in Schönheit erwachsen, „dann aber muß er einsam, in schuldloser Liebes„qual, durch die Irrgewinde des Lebens, ein rei„ner Schwan, kreisen, bis ihn die stille Nacht küßt „und ein ewiger Strahl zum Himmel zieht. Doch „Ihr werdet in solcher Zeit göttlich leuchten, und „die Verirrten heilen. Denn der Herr würdigt „seine Werkzeuge nicht nach Menschen Satzungen, „und das Unrecht muß geschehn, damit das Recht „erkannt werde. Von da an war der Fürstin „Sinn wie verwandelt und gewendet. Sie that „ein schwarzes Bußkleid an, gab ihrer einzigen „Liebe Abschied für diese Welt, und offenbarte ihr „Vergehen denen, so sie es schuldig war. Drauf

henden drängten näher zu ihm hin; man klagte, und forschte, bis der Prinz von neuem anhub: Die tolle Jagdwuth, sagte er, hatte uns Alle heut ganz eingenommen; mich trieb sie blind vor jeder Gefahr einen Felspfad hinan. Der Lärm, starkes Getränk, die Kälte, Gott weiß es, Alles hatte mich heftig angeregt, ich sah und hörte nichts als das Reh, das ich nun eben verfolgte. Das Wasser hatte früher den schmalen Pfad vollends ausgerissen. Jetzt lagen große Eisstrecken unter dem Schnee verdeckt, mein Pferd glitt alle Augenblick aus. Um Gottes Willen! rief eine Stimme hinter mir, hier ist kein Ausgang! Sie eilen einem Abgrund entgegen, der beide Felsspitzen scheidet. Doch ich sprengte nur noch dreister vorwärts. Indem stürzte ich, blieb in dem einen Bügel hängen, und lag schon mit halbem Oberleibe den Abhang hinunter, da sprang Heinrich, alles andere als seine Treue vergessend, zur Erde, riß mich und mein Pferd herauf, so daß wir beide standen; doch der Raum war eng, die Pferde unruhig, er das Seine am Zügel haltend, zwischen beiden, von beiden gedrängt, glitt aus und schlug abwärts in die Tiefe. Der Schimmel ist wunderbar erhalten, doch er, o Herr des Lebens! er lag zerschmettert unter ihm.

Der Prinz weinte heftig, alle schwiegen. Die Aebtissin nahm Anna bei der Hand und ging mit ihr

in die Gallerie, wo kürzlich die Weihnachtslichter so freudig brannten. Da lag nun des armen Heinrichs Leiche so bleich und fromm! Die Hände gefaltet auf dem Herzen, das Anna ganz durchsichtig vorkam, und sie jenes Wort deutlich darin lesen ließ was jüngst die Chiffern nicht auszudrücken wagten. Bona legte ein Cruzifix auf seine Brust und küßte ihm die kalte Stirn. Da war es Anna, als umflösse sie und den Jüngling ein helles Sonnenlicht, sie wollte niederfallen und ihr sagen: O er war Dein Sohn und Du die Leidensvolle Selige, aber demuthsvolle Scheu schloß ihr die Lippen, das Geheimniß flog gen Himmel! die Erde sollte es begraben.

Die wüste Lust schwieg nun im Schlosse. Der Tod ist ein ernster Mahner, der, wenn er nahe tritt, eines jeden Schulden unbarmherzig aufzählt und die Decke von dem tiefen Geheimniß der Erde wegzieht. Auch ward der Graf aufrichtig betrauert, und selbst der Fürst wollte Annas Vermählungsfeier aufgeschoben wissen.

Was aber in dieser vorwaltete, das brach nicht leicht durch die tiefe Rührung hindurch, die ihr ganzes Wesen so still und ruhig ergeben umschloß. Sie sah den Liebling begraben, und Säle und Gemächer zu dem erwarteten Feste schmücken, ohne ihr Gefühl in sonderlichen Zeichen kund zu geben.

Die Menge pries sie glücklich. Der Prinz war schön und in der aufgeschreckten Stimmung mildern Wesens. Sie ließ freundlich ihr Loos preisen, und Niemand ahndete, welchen Kampf die arme Seele rang.

Nur Bona sagte einmal dem Fürsten, es sei nicht Alles, wie es sein solle. Das Wort sei freilich gegeben und das müsse gelöst werden, deshalb aber sei es etwas Furchtbares um ein voreilig Gelübde. Der Fürst lächelte und erwiederte unsanft: Fürstenehen werden nicht in Ihrem Paradiesesgarten gestiftet, wo man sich auf Rosen bettet. Die bestehenden Verhältnisse fordern Opfer. Ich weiß es, unterbrach ihn die Aebtissin, niemand glaubt mehr an Liebe, weil Eitelkeit und Sinnenlust und phantastische Schauer ihr Gewand geborgt haben, und damit über den Erdkreis und durch bethörte Herzen ziehn, die sich selbst dadurch anführen; deshalb wird sie ein Gaukelspiel, das veraltete Weisheit und unreifer Trotz bespöttelt, ob sich gleich in jedem die alte Wahrheit regt, und wenn unversehens ihr tiefes innerliches Walten in ernsten Bildern und Dichtungen vor Euch hintritt, dann bebt Ihr, wie jemand den Gott ruft. Hütet Euch! Das Leben ist auch ein ernst Gedicht, und zeigt oft grause Bilder. Ich fürchte, es kommt manches anders, als Ihr denkt.

Solche Worte regten den Fürsten nur noch stärker zur Beschleunigung seines Vorhabens an, jemehr sie ein mögliches Hinderniß denken ließen, das sich den frühentworfnen Plänen in den Weg stellen könne.

Endlich schien die Sonne hell in den Tag hinein, den Hof und Stadt und Volk, durch ein allgemeines Band der Fürstenliebe umschlungen, mitfeiern half. Ein alter Glaube, daß die Brautkrone, vom Sonnenschein umspielt, auf Ehsegen deute, lockte aus mancher frommen Mutterbrust ein Gebet für das Glück der schönen Fürstentochter, und viel tausend Freudenthränen fielen wie Himmelsthau auf den neuen Lebensweg.

Wer indeß Anna näher umgab, fühlte sich seltsam durch ihr stilles Wesen beengt. Es war, als dürfe weder Freude noch Leid dreist hervorbrechen. Unwillkührlich ward alles still wie sie. Eine bange Luft wehete durch die Gemächer, die Worte und Minen schwer auf die Herzen zurückdrängte. Selbst der Fürst, der nun Alles kommen sah wie er es gewollt, ward nachdenklich und weich und zagend in seinem Benehmen gegen die Tochter. Nur Prinz Albrecht blieb sich gleich. Er sah in der ganzen Verhandlung nichts als die Befolgung eines conventionellen Gesetzes, dem er sich vielmals in seinem Leben mit wenigerm Aufheben unterworfen

hatte; deshalb gönnte er der Form ihr Recht, das er aus Gewohnheit anerkannte. Um Anna bekümmerte er sich wenig. Ihr bleiches Gesicht, das leise Erbeben ihres ganzen Wesens, nannte er mädchenhafte Scheu, und sah leicht drüber hinaus.

Anna war nun geschmückt. Schwere seidne Stoffe umflossen in reichen Falten die wundervolle Gestalt, die zum erstenmal, nicht frei in ihren Bewegungen, von ihnen gebeugt schien. Auch drückte ihr das breite, blitzende Stirnband die seidnen Locken wie zwei Decken über die Augen, die fast nicht von der Erde aufsahen. Der Fürst betrachtete sie bewegt, und reichte ihr, wie zur Erheiterung, den schönsten demantenen Blumenstraus. Man steckte ihn an ihre Brust. Doch sie gedachte der Eisesblumen an jenem Abend; die Steine fielen kalt und schwer auf ihre Brust. Der Fürst gab darauf dem Bräutigam die Hand; Bona, in schwarzer Ordenstracht, mit dem strahlenden Kreuz an ihrer Rechten, führte Anna, eine zahllose Menge ihnen nach. Man schritt langsam durch die Gallerie der Kapelle zu. Anna stand hier unwillkührlich still, der ganze Zug stockte. Allen war es, als würden sie gehalten, und wie die Prinzeß zuerst wieder den Fuß regte, glitt sie aus und sank auf der Schwelle in die Knie; doch Prinz Albrecht wandte sich schnell und trug die

Halb-

Halbohnmächtige vor den Altar. Die Ceremonie nahm ihren Anfang und ward ohne Störung vollzogen. Während derselben glich Anna einem unbeweglichen Bilde, mit scheuen, in die Höhe gerichteten Blicken. Wie an mehreren Orten, war auch über dem Altarblatt das Fürstliche Wappen zu sehen. Der Falke riß der Prinzeß Blicke an sich. Ihre Damen bemerkten, daß sie den Tag über oftmals das Diadem aus der Stirn rücke, und diese mit der flachen Hand reibe. Auch senkte sie wohl den Kopf, als werde es ihr schwer, ihn zu tragen. Niemand konnte die Blicke von ihr wenden; es war nicht Mitleid, nicht Bewundrung, was sie anzog, aber wie man in schwülen Sommertagen wohl ein Gewölk betrachtet, von dem man noch nicht weiß was es bedeutet, man fürchtet es grade nicht, aber man wendet sich unwillkührlich darnach hin; so mußte jedweder zu dem getrübten schönen Antlitz hinsehen.

Am Abend, als der Fackelreigen die Braut in das prachtvolle Gemach führte, schien diese von dem hellen Lichtscheine geblendet. Sie barg den Kopf in beide Hände, und sahe nicht eher wieder auf, als bis sie mit ihren Frauen allein war. Dann ließ sie es geschehen, daß man sie entkleidete. Wie ihr das Stirnband abgenommen ward, strich sie lange und nachdenklich die Locken von den Schlä-

fen, die weißen Finger glitten kämmend durch die dunklen Ringeln, dabei murmelte sie halb singend: Komm Schwan, du weißer Schwan. — Dann hielt sie inne, und sann, als habe sie die andren Worte verloren, und fing auf's neue an: komm Schwan, du weißer Schwan. — Ein Geräusch im Nebenzimmer verscheuchte die Kammerfrauen, die eilend mit den Kerzen hinaus flogen. Prinz Albrecht hatte schon längst gewartet und trat jetzt zu einer Seitenthür hinein. Anna saß noch immer in tiefem Sinnen, das Haar von der Stirn legend. Der Prinz betrachtete sie mit stummem Entzücken. Das weiche, feine, nur halb angethane, Nachtkleid ließ allen Reiz der holden Gestalt durchblicken. Ihre weißen Arme schienen sich kühlend um die Schläfe zu legen, denn oft beugte sie den Kopf ganz in diesen hinein und wiegte ihn singend hin und her. Die süße Sorglosigkeit ihres Wesens überraschte und entflammte den Prinzen. Er stürzte zu ihren Füßen und drückte die schönen, übereinander geschlagenen Kniee, fest an seine Brust. Anna sah ihn lange starr an, dann rief sie fast weinend: er ist es nicht! er ist es nicht? Die schönen dunkeln Augen drehten sich wirrend in ihren Kreisen, Todtenblässe überzog ihr Gesicht, die ringelnden Lokken schienen sich empor zu sträuben. Schaff' mir

den Falken weg, schrie sie, er hat mir die Stirn gesengt; fort mit ihm. Als der Prinz sie befremdet ansah und seine Stellung nicht verließ, hob sie ihre Arme drohend gegen ihn auf; Du! sagte sie mit tiefem verändertem Ton, hüte Dich, rühr' mich nicht an, ich bin des Schwanen Braut, mach' Dich fort, er ist gleich hier, er duldet Niemand in meiner Kammer. Der Prinz wußte nicht, wache oder träum' er? Die lockende Gestalt reizte ihn indeß und er wollte sie mit Gewalt umschlingen, aber sie schleuderte ihn mit furchtbarer, dem Wahnsinn allein gegebener, Kraft von sich. Die wildeste Wuth brach aus ihrem ganzen Wesen hervor, fürchterlich schrie sie: hörst Du es nicht? ich bin des Schwanen Braut! Der Teufel bist Du, rief der Prinz voll Entsetzen. Alles Verlangen starrte zu Eis in seiner Brust. Ein toller Traum schien ihn zu packen. Athemlos stürzte er aus der unglückseligen Hochzeitskammer.

Von allen Seiten strömten nun die erschrokkenen Freunde und Diener herbei. Als Bona vor die Unglückliche trat, sank diese zu ihren Füßen, und ihren Tadel fürchtend, rief sie mit gefalteten Händen: er ist's ja nicht; nein, nein, er ist es nicht!

Zu Anfang glaubte man, ein heftiges Fieber

spanne sie unnatürlich an. Doch keine Spur von Krankheit war bemerkbar. Vergebens heilten die Aerzte an einem Uebel, das zu tief für die aufgestellte Wissenschaft lag.

Meist zeigte sich Anna sanft und ohne Arg. Oft, wenn man ihr in Kleinigkeiten zu Willen war, fing sie an zu weinen, und sagte betheuernd, er war es gewiß nicht, ach nein, ach nein! Dann sang sie wieder Stundenlang, komm Schwan, du weisser Schwan! und alle Liebe und alle Sehnsucht ihres Herzens fluthete in den kranken Tönen hin. Des Prinzen Anblick allein warf sie in jene wilde Zuckungen zurück. Und wenn in ihm das Bild der schönen Frau, die doch sein eigen war, immer wieder neues Verlangen anfachte, und ihn zu neuen Versuchen möglicher Aussöhnung verlockte, so riß sie sein unerwartetes Erscheinen plötzlich aus sich selbst heraus.

Als die Aerzte endlich nach Monaten ihr Unvermögen eingestanden, nahm die Aebtissin ihr krankes Kind in die Arme und entführte sie aller Menschen Blick in ihr stilles Kloster. Prinz Albrecht aber verließ das Schloß mit tausend Verwünschungen gegen die Ehe und die vermessenen Kuppeleien der Väter.

Ein tiefer Widerwille hatte sich seitdem gegen

alle gesetzliche Verbindung in ihm festgesetzt. Die augenblickliche Ehrfurcht, die er der hergebrachten Weise gezollt, suchte er nun durch dreiste Willkühr vergessen zu machen. Zucht und Sitte höhnend, gab er sich dem wüstesten Leben ganz rücksichtslos hin.

Langer Aufenthalt im Auslande hatte die ursprüngliche Tüchtigkeit und den Ernst deutschen Fürstensinnes in ihm angegriffen, und lockere, aus flüchtigem Scharfsinn zusammengeblasene, Systeme uneingeschränkter Naturmoral untergruben den Grundstein unerschütterlicher Treue an vaterländischen Glauben und Sitte. Die bunte Folie, die ein gelenkiger Verstand gemüthlichen Ansichten unterschob, entzweiete ihn mit dem letzten Rest altväterlicher Ehrbarkeit, die noch ihr einfaches Panier auf seinem Stammhause wehen ließ. Sein Vaterland ward ihm verhaßt. Dem Glauben entwachsen, zum Denken nicht reif, warf er sich fremden Verstandesspielen hin, und ließ sich mühelos auf dem breiten Wege schwelgerischer Gemächlichkeit hinziehn. Nach und nach bildete sich das Aufgenommne zu eignen Glaubens-Artikeln aus, und er machte sich und Andre glauben, Lebenserfahrungen haben ihm die eigentliche Lebensweisheit gegeben. Wie aber die Sinne regsamer wur-

den, erkältete sich das Herz. Er liebte und haßte nichts, sondern glitt nur so eben auf der trüglichen Welle der Lust hin. Auf fremdem Boden, in wechselnden Verhältnissen, zerbröckelte sich die innre Haltbarkeit immer mehr, das Nächste ward ihm das Fernste. Die Sorge für das Wohl seines Landes, dessen Regierung ihm zugefallen war, überließ er fremden Händen, und jemehr sich die versäumten Pflichten häuften, je bänglicher sah er darauf hin.

Ein allgemeines Weltschicksal hatte indeß große Staaten aus ihrem ruhigen Gleichgewicht gerissen, die kleinen wurden unwillkührlich davon erschüttert. Albrecht lief Gefahr, das Edelste in seinen Augen, den Glanz des Lebens, zu verlieren, wenn er nicht auf den Platz zurückeilte, wohin ihn eine höhere Ordnung gestellt hatte. Er mochte der Nothwendigkeit nicht trotzen, die so an's Leben griff. Deshalb riß er sich aus Kreisen, die ihn seit fünf Jahren mit allem erdenklichen Zauber umschlungen hielten, und flüchtete zu den Hausaltären zurück.

Es war doch, als rege sich ein heimisches, inniges, Gefühl in ihm, als er Deutschlands Gränze betrat, just wie der Anblick des elterlichen Hauses den Verirrten unversehens erquicklich ansieht. Doch

wollte er solche Weichheit nicht in sich aufkommen lassen, und da sein italiänischer Kammerdiener neben ihm saß und mit frecher Zunge die rauchenden Hütten und dunklen Fichtenwälder bespöttelte, so spottete er mit, um sich weiser als seine Landsleute vor ihm zu behaupten.

Der Weg führte ein kleines Felsthal hinunter, und bog sich hart um ein altväterliches, wohlerhaltenes, Jagdschloß, das, am Abhange liegend, unmittelbar in eine tiefe schwarze Tannenschluft hinuntersah. Innerhalb eines Eisengitters mit vergoldeten Spitzen, saß eine Dame, den Rücken nach dem Wege gekehrt. Ihr Haar, in vielen Flechten aufgesteckt, zeigte den schönsten Nacken und ein zierlich geformtes Köpfchen. Albrecht legte sich weit zum Schlage hinaus, um etwas mehr von der unerwartet lieblichen Erscheinung zu ersehen. Doch sein Wunsch sollte ihm auf andre Weise erfüllt werden. Der Wind hob ein weißes Tuch, das auf dem Schoos der Dame lag, und trieb es vor die Pferde hin, die davor scheueten, und in wilden Sprüngen die Anhöhe hinunter rannten, bis der Wagen umschlug, die Achse brach, und die tollen Thiere von selbst standen. Der Wagen war leicht gebauet, und durch den starken Schlag zerfallen. Albrecht lag bewußtlos unter

den Trümmern, der Kammerdiener mit zerschmettertem Kopf gegen eine Fichte, als habe diese den frechen Spötter vor ihr Gericht gezogen.

Wie der Prinz zu sich selbst kam, fand er sich in einem geräumigen, wohl versehenen, Zimmer. Einer seiner Leute stand neben ihm. Er hatte nicht Zeit, nicht Kraft, zu einer Frage, er verlor auf's neue die Besinnung. Ein heftiges Fieber nahm ihm Seele und Leib gefangen. Während desselben sah er viel und mancherlei himmlische Erscheinungen, ob wirklich oder im Traum der Fiebergluth, er fühlte und kannte sich nicht. Einst um Mitternacht, als die wirren Gestalten sich sonderten, und er freier athmete, hörte er zu seinen Häupten ein leises Flüstern. Einzelne Worte fielen in sein dunkles Bewußtsein. Sie klangen wie Gebete. Anna's Bild trat vor seine Seele, er drückte die Hand auf's Herz, und ein unerträgliches Weh riß ihn zur Besinnung auf. Er sah umher. Das Nachtlicht warf einen bleichen Schein auf sein Bett, sonst war alles dunkel. Wie er sich regte, hörte er leise Tritte und das Rauschen eines seidnen Kleides. Es ward völlig klar in ihm. Er hielt die Hand noch auf der Stelle, wo es ihn schmerzte. Bin ich verletzt? fragte er seinen Diener, der zu ihm hintrat. Wo ist Lorenzo? Todt,

gnädigster Herr, erwiederte er, und Sie lagen leblos neben ihm, eine tiefe Wunde unter dem Herzen schien alles Blut aus Ihren Adern zu strömen; in der Todesangst ergriff ich das Unglückstuch, vor dem die Pferde scheueten und das der Wind just auf Ihr Gesicht warf, ich suchte das Blut damit zu stillen. Es gelang auch, und Sie wollten, nachdem schon Hülfe vom Schlosse gekommen und man Sie zu verbinden eilte, das Tuch, recht als wüßten Sie davon, nicht wieder von der Wunde nehmen lassen. Der Prinz ward nachdenkend und fragte mehreremale, wessen Gastfreundschaft er die Aufnahme und Pflege verdanke? Der Lakai wußte es selbst nicht zu sagen, und bat den Kranken dringend, jetzt zu ruhen. Doch diesem war die Ruhe fern. In der stillen menschenleeren Krankenstube bilden sich an den leeren Wänden oft die Begebenheiten unsers ganzen Lebens ab. Der bunte Farbenschmuck schwindet aber vor dem gemäßigten Lichtstrom, die Gestalten bleichen nicht selten, und was uns täuschend irrte, das steht in seiner Nüchternheit wie ein kalter Vorwurf da. Eine unbeschreibliche Sehnsucht nach Frieden, nach stiller Eintracht mit Welt und Gott, drang aus Albrechts erweichtem Gemüth herauf. Der verlassene väterliche Thron, sein ver-

geudetes, abgerissenes Dasein, der Blick in eine öde Zukunft, alles das preßte ihm zum erstenmal nach Jahren Thränen aus. Er gedachte der schönen Anna, er betrauerte ihr und sein Geschick, das doch zusammen zu gehören schien, da ein Unglück das andre nach sich gerissen hatte.

In dieser innern Zerknirschung sah er den nächsten und mehrere andre Tage kommen. Seine Genesung, wie von unsichtbarer Hand geleitet, beschleunigte sich. Die Stunde kam endlich, wo er sich von diesen Mauern, die wie eine geweihete Stätte den Himmel des Friedens umschlossen, losreißen sollte. Ihm bangte davor, als gebe er sich dadurch seinen Feinden zurück. Doch mahnte ihn die Pflicht ernsthaft. Er säumte deshalb nicht länger, und wollte nur noch seiner ungekannten Wohlthäterin danken, weshalb er sie um die Erlaubniß bitten ließ, ihr aufwarten zu dürfen. Er erhielt diese mit dem Bescheid, nach der Abendmahlzeit einer Dienerin zu folgen, die ihn zu der Dame führen werde.

Es geschah, wie ihm versprochen war. Ganz unbemerkt öffnete sich eine Tapetenthür in seinem Zimmer, ein junges Frauenzimmer trat herein, nahm ihn höflich bei der Hand, führte ihn durch

einen Vorsaal zu einer Thür, die sie eröffnete, und empfahl sich dann. Albrecht schritt wie unter bekannten Umgebungen vor. In einem kleinen, schwach erhellten Kabinet, das ihm wunderliche Erinnrungen gab, nahete sich ihm eine ältliche Dame, in welcher er mit Erstaunen die Aebtissin Bona erkannte. Wie vor fünf Jahren hatte sie ein schönes, bräutlich geschmücktes, Mädchen an der Hand, die sie ihm viel heitrer als damals zuführte. Albrecht stürzte vor der blühenden, genesenen, Anna nieder. Er wußte nicht, träume oder wache er. Die langen Jahre schienen ihm, wie beider Fieberphantasieen, verworrne Augenblicke zu sein, die vor dem hellen wahrhaftigen Hochzeit-Abend verschwanden. Anna lag in seinen Armen, an seiner Brust, Bona segnete die Neuvermählten, Alles Andere war nicht gewesen.

Wie Anna geheilt und was sie geheilt, das blieb ein unberührt Geheimniß, nur denen klar, die an Gottes Allmacht durch die Kraft seiner Stellvertreter auf Erden glauben. Lange hatte sie hier in der Einsamkeit den erwartet, an den sie des Vaters Wort, wie der eigne Eid, band. Das Brautgemach war seitdem, wie jenen Abend, geschmückt, und erwartete den vertriebenen Gatten.

Glaube und Treue hatten das Band geknüpft,

das wie ein Sternenkranz im milden Licht ein glückliches Volk umschlang und ein Wiederschein jener Sonnenstrahlen schien, die hausmütterliche Weisheit früher so prophetisch deutete.

Das Fräulein vom Thurme.

Nach vielen blutigen Tagen zog der Frühling still und klar über ein verwüstetes Thal herein, auf dessen unglücklichen Bewohnern unter allen Kriegs-Erschütterungen die Knechtschaft am drükkendsten lastete. Der weite Himmel mit seinem lichten Blau und linden Athemzügen lockte mit der alten, schlummernden Freude, zugleich das herbste Leid in dem gepreßten Herzen herauf. Keinen Mann gab es, der nicht auf den neu ergrünten Wiesen, zwischen gelben Blumen, den ersten Frühlingsboten, die frühe Knabenlust, und mit ihr alle Freude und Freiheit jener Zeit, in schwerem Kampfe eingesogen hätte; keinen, den das innre Arbeiten der Natur nicht an ehemalige Erwartungen erinnerte, den das zurücksehende Vaterauge nicht auf verlornes Erdenglück hinwies. Kukuck und Frösche riefen sich im alten Ton, aber die Menschen mußten neue Weisen lernen, die klagend durch öde Felder rauschten.

Was Feuer und Schwerdt lösen, das fügt sich nur langsam durch Gottesliebe und Menschenfleiß

wieder zusammen. Doch ehe es dahin kam, mußten Viele untergehen, Andre ohne Obdach bei denen Schutz suchen, die sie ehemals schirmten. Alle Verhältnisse waren umgekehrt, nichts bestand in der alten Ordnung. Das Ungewöhnlichste zog mit den verstreueten Menschen umher, die nirgend die alte Heimath wiederfanden.

Unter Vielem, was die Zeit so in's Verderben gerissen und unkenntlich gemacht hatte, war auch ein eingeäschertes Dorf am Saum eines weit auslaufenden Waldes. Die vertriebenen Familien flüchteten zum Theil mit wenig geretteter Habe in diesen, und siedelten sich unter dichtem Baumgeflecht nothdürftig an. Auf der wüsten Steppe, wo ihre Wohnsitze gestanden, spielte nun der Wind mit den zerbröckelten Steinen und Aschenhaufen, und trieb sie hinan zu einem einsamen Thurme, letzte Trümmer des neuerlich zusammengefallnen Schlosses, durch Jahrhunderte Sitz eines adelichen Geschlechts, das hier seinen Untergang fand. Am Fuße des Thurmes zeigten die frisch hügelichte Erde und zwei schwarze Kreuze das Grab der Brüder Konrad und Walther, die im verzweifelten Kampf für Ehre und Vaterland fielen, und die letzte Blüthe ihres Stammes, eine verlassene Schwester, im öden Gestein zurückließen. Denn, während sie Blut und Ehre in der Schlacht auf naher Ebne,

theuer verkauften, und Feuer und Kriegsgeschrei das Dorf durchtoste, flüchtete Kunigunde in Todesangst zu dem Thurme, der mit der Nordseite an einen Felsen lehnend, noch den einzigen Schutz versprach. Mühsam zur obersten Abtheilung hinangeklommen, barg sie sich betend hinter einem Pfeiler, und verstopfte Ohr und Sinne gegen das wüste Lärmen, das unter den Steinhallen hindröhnte. Als nun ganz spät am Abend das Gebraus dumpfer ward, und die wilde Wuth fernab rollte, hob sich Kunigunde furchtsam in die Höhe. Innerlich bebend setzte sie leise einen Fuß vor den andern, und schlich so zu dem runden Fensterchen, das nach Dorf und Feld hinaussah. Ein schneller Wind trieb das schwere Nachtgewölk zusammen, und riß es wieder auseinander, daß der Mond hindurchblitzte, die rauchenden Brandstätten und das wild zerrissene Schlachtfeld, wie mit der Todtenfackel erhellend. Nichts von Allem was seit ihrem Entsteh'n zu ihr gehörte, nicht Garten, nicht Hof und Schloß, nichts was sie vor sechs Stunden umgab, stand auf seinem Platze, nichts war aus Schutt und Dampf herauszufinden. Die Gegend war eine andere geworden, und sie stand allein auf hohem Thurme in der menschenleeren, ausgestorbenen, Wüste. Schaudernd sank sie in die Knie, als die ausgebrannten Fenster und Thüren aus

dem weißen Gemäuer zu ihr aufsahen, und der Würgeengel mit eisernem Fittig über ihr durch die Luft schwirrte. Sie schloß die Augen, und mochte nicht weiter um, noch in sich sehen, der Thurm, mit seinen rußigen Gewölben, hielt sie wie in Grabesnacht gefangen.

Viele Stunden zagte ihre Seele in entsetzlicher Angst, als lustige Kriegsmusik sie über sich selbst hinaus und ihren Blick wieder zum Fenster riß. Der Tag dämmerte heran, dicke Staubwolken wallten über die Ebne hin. Waffen blitzten hindurch, nach und nach traten Gestalten hervor, Kunigunde sah Regimenter in der Ferne vorüberzieh'n, die Fahnen weheten im Morgendunst, der schwer aus der blutigen Erde stieg, sie erkannte das feindliche Feldzeichen. Wilder Schmerz zuckte durch ihre Brust. Jesus! schrie sie, meine Brüder! Ihr war, als höben sie sich da drüben unter den Verwundeten in die Höhe und winkten ihr, zu kommen. Sie hatte nunmehr nur einen Gedanken, der Schmerz gab ihr Muth. Sie ging mit festem Schritt die Stiegen hinunter. Als sie die Eisenthür im Thurme hinter sich schloß, sah das steinerne Wappenschild darüber, wie ein Menschen-Antlitz, auf sie hin. Der bleiche Morgenschein zuckte in wunderlichen Gestaltungen über der Erde, so daß sie wie zwischen Wolkenbildern, dem Schlacht-

felde zuschritt. Hier regte sich nichts als der Tod, der seine starren Glieder auf den umgewühlten Boden streckte.

Ihr Auge suchte nicht lange. Die Brüder lagen neben einander, als seien sie durch einen Schlag gefallen. Kunigunde bebte, daß sie fremde Hände entweihend berühren möchten, und da in großer Noth der Geist so über den Leib gebietet, daß er übermenschliche Kräfte hervorruft, so vermochte es auch Kunigunde, die Leichen, eine nach der andern auf ihrem Rücken zu dem Thurme unter das Wappenschild zu tragen. Sie sank drauf neben sie nieder, und bat Gott, daß er ihr verleihen möge, ihnen ein stilles Grab zu bereiten. Da trat der Geistliche des Dorfs zwischen dem Gemäuer hervor. Er war gekommen, nach den Verunglückten zu sehen. Als er Kunigunden neben den Todten erblickte, eilte er ihr zu Hülfe. Sie bat ihn freundlich um den letzten Dienst für die armen Brüder. Sie mußten lange umher suchen, ehe sie ein Werkzeug fanden, dann gruben beide die Gräber; der Geistliche hub an, dabei zu singen, Kunigunde begleitete ihn mit leiser Stimme:

Aus der Tiefen rufe ich
Zu Dir, Herr, erhöre mich!

Deine Ohren gnädig leih'!
Merk' die flehend' Stimm' dabei.

Aus der Tiefen rufe ich,
Sünden gehen über mich;
Willst Du rechten, Herr, mit mir,
So besteh' ich nicht vor Dir.

Aus der Tiefen rufe ich,
Will denn Niemand hören mich?
Ach! so höre Jesu mein,
Du wirst ja der Helfer sein.

Nunmehr hab' ich ausgeruft,
Jesus kommt und machet Luft;
Seele schwing' Dich in die Höh,
Sage zu der Welt Ade.

Während sie so gruben und sangen, hatten sich viele von Kunigundens Leuten und den vertriebenen Bauern aus ihren Schlupfwinkeln hervorgewagt und dem Grabe genahet, so daß dieses ein großer Kreis umgab, und viele Stimmen den letzten Vers mitsangen. Kunigunde stand, an ihren Spaten gelehnt, in ihrer Mitte. Ihre Gestalt war hoch und von großer Schönheit in dem tiefem Schmerz, der auf ihrer Seele lastete. Sie sah beklommen auf die Umstehenden. Viele hatten die Hände zitternd zusammengefaltet, große Tropfen

hingen an den gesenkten Augenliedern, ihre Lippen zuckten im innern Kampf. Es ist in guten Tagen nicht zu fassen, sagte Kunigunde, welches Leid in wenigen Stunden über uns kommen kann! Gestern hielt uns lange Gewöhnung und Zuversicht, daß es immer so bleiben müsse, fest zusammen. Heute streut uns das Schicksal nach allen vier Winden umher. Sie schwieg einen Augenblick, und hub mit kaum verborgenem Sträuben wieder an: ich bin nun so arm als ihr; so lange der Feind hier haust, bleibt mein übriges Vermögen in seinen Händen, und Gott weiß, was davon gerettet wird, ich kann nichts für Euch thun; was denkt Ihr denn nun anzufangen? Die Meisten erwiederten ihr, daß sie sich auf die Großmuth vieler Gutmüthigen vertrösten und diese in Anspruch nehmen wollten, um sich nach und nach, wenn Ruhe im Lande wäre, auf's neue wieder hier anzusiedeln; bis dahin müßten sie nun freilich Gott walten lassen und geduldig erwarten, was der beschlossen habe. Der waltet für und für, sagte Kunigunde, indem sie jedem besonders die Hand reichte und sich anschickte, in den Thurm zurückzugehn. Ei nicht doch! riefen alle, hier werdet Ihr Euch doch nicht lebendig begraben wollen! Sie erboten sich, sie nach der nächsten Stadt zu bringen, wo sie doch als vornehmer Leute Kind unter ihres Gleichen leben könne. Davor

bewahre mich Gott, sagte Kunigunde mit hohem Blick, ich will nicht Aergerniß geben, noch meine Seele mit bittrer Beschämung erfüllen, und zu dem vielen mir zugeschicktem Leid, das, innrer Unzufriedenheit, gesellen; viel lieber lebe ich hier mit den Vögeln in den alten Mauern und träume in dem langen Winterschlafe mein früheres Leben fort. Sie nahm drauf noch einmal herzlichen Abschied von den alten Freunden und schloß dann das Eisenthor hinter sich zu.

Noch am selben Abend brachte ihr ihre alte Wärterin einige gerettete Nahrungsmittel mit den Bedeuten, daß sie selber davon nichts bedürfe, da sie im Walde bei einem Förster Obdach gefunden habe. Worauf sie sich dann auch erbot, täglich zu ihr zu kommen und ihr die nöthigen Handreichungen zu leisten. Kunigunde sah sie gerührt an; ich will denken, sagte sie, gute Marthe, ich sei wieder ein Kind geworden, und das ganze freudige, junge Leben solle noch kommen, von dem Du sonst so viel zu schwatzen wußtest. Ach Marthe, Deine goldnen Worte sind nicht prophetisch gewesen! Ei laßt nur, laßt, sagte die Alte, Gott kann's in allen Sachen nach seinem Willen machen!

Es ward Kunigunden nicht schwer, sich, mit Hülfe der Alten, in dem erhaltensten Zimmer des Thurmes nach ihren kleinen Bedürfnissen einzu-

richten. Von Allem, was sie kürzlich besessen, war nichts gerettet. Seit Freund und Feind das Dorf fechtend durchflogen, und Letzterer es dann an allen Ecken anzündete, hatte keine besonnene Seele hier geathmet. Das Nächste ergreifend, war jeder dem unwillkührlichen Triebe nach Rettung in schneller Flucht gefolgt, und während Kunigunde ihre Seele Gott empfahl, flog des Lebens Schmuck und Zier in Flammenwirbeln auf. Es fand sich indeß, daß derjenige Theil des Schlosses, welcher zunächst am Thurme stieß, und ehemals der Aufenthalt des Gesindes war, einiges schlechte Hausgeräth zwischen dem halb zusammengestürzten Mauerwerke barg. Kunigunde schleppte mit Marthens Hülfe ein paar Schemel und Tische in ihr erwähltes Zimmer, bereitete sich ein Lager von Moos, über welches sie ein paar wollne Decken spreitete, und schickte sich in Allem an, ihr Klausner-Leben in stiller Ergebung bis auf bessere Tage fortzuleben. Der einzige Verkehr, den sie mit Menschen behielt, ward durch Marthens Vermittlung betrieben, welche täglich zu ihr kam, ihr Milch und Brod und trockne Früchte brachte, feinen Flachs und andre Arbeitsstoffe zutrug, die Kunigunde, auf's zierlichste verarbeitet, wiederum ihren Händen zum Verkauf übergab, und so ihren ärmlichen Unterhalt in tiefer Stille und Abgeschiedenheit förderte.

Der Winter ging unvermerkt hin, und wenn die öde Einsamkeit ihr doch zuweilen einen Seufzer aus der Brust lockte, dann erinnerte sie sich, daß es draußen auch nicht besser sei, und der Gutgesinnte wohl in drückenderer Einsamkeit als sie lebe, die sich ihren Gedanken ohne Störung hingeben könne. So spann sie den Faden ihrer Träume immer emsiger und sich selbst immer dichter hinein. Ja, es gab Stunden, wo der plötzliche Umsturz alles früher Bestandenen, sie ganz über die Verhältnisse ihrer Zeit hinaushob, das Vergangene gewesen und begraben war, und das Kommende aus tiefer Innerlichkeit, als freie, ihr angehörige, Gestaltung heraufstieg. Und da sie von Allem, was ihr Marthe sagen und erzählen konnte, nichts so gern hörte, als die früheren Mährchen und Wundergeschichten, die ihre Kindheit ergötzten, so lebte sie bald einzig und allein in einer Welt wo Frömmigkeit und Ehre, und die feste Ausdauer in beiden, die Bande immer wieder zusammenzog, die widrige Ereignisse, von Anbeginn der Welt, augenblicklich lösten, und jedweder seinen eigentlichen Platz dennoch behauptete, wie ihn auch feindliche Gewalt davon wegzudrängen schien. In der wachsenden Zuversicht ward ihr der Thurm so lieb und werth, wie das Schild ihrer adelichen Ehre, und sie hätte um die Welt dies stille Gewahrsam,

vor welchem ihre Ahnen, mit der aufgerollten Wappendecke, Wache hielten, nicht wieder verlassen mögen.

Es traf sich in dieser Zeit oft, daß Marthe, während des Erzählens, dem Fräulein gegenüber saß, und diese nicht auf sie, wie überall keinen Gegenstand erfassend, in das Weite hineinsah. Da nun aber die Alte in diesem Zimmer immer nur Eines und Dasselbe im Sinne hatte, so schob sie es auch Kunigundens Blicken unter, und meinte, sie sähe nach einer gegen ihr über befindlichen Wandvertiefung, aus deren innerem Fache das steinerne Bild einer verschleierten Frau hervorsprang, weshalb sie dem Fräulein auch öfters zurief: seht doch nicht so starr, laßt nur das Bild in seiner Ruhe! und wenn Kunigunde sie wegen ihrer Sorglichkeit befragte, so erwiederte sie: Ei es ist doch nur so, es kommt einem so etwas im Schlafe vor! Doch, da sie einst in der Dämmerungsstunde ihre Warnung weit eindringlicher wiederholte, und in unwillkührlicher Bangigkeit Kunigundens Hände faßte, so gebot ihr diese mit so festem Tone, den Grund ihres ewigen Erinnerns anzugeben, daß sie weiter keine Ausflucht suchte, sondern mit leiser Stimme erwiederte: Ich habe es um Eurer Ruhe willen niemals sagen mögen, in welcher Nähe Ihr Tage und Nächte zubringt. Nun zwingt Ihr mich, so

hört es denn: hinter dem Steinbilde ist eine zugemauerte Thür, die führt nach einem Kämmerchen; drinnen ward einmal vor vielen, vielen Jahren, ein armes Fräulein, Namens Klara, eingemauert, weil sie unadeliche Liebe mit ihres Vaters Buben pflog, und nicht von ihm lassen wollte; weil man nun sonst hier vor den Fenstern ganz deutlich den Nahmen Klara wollte rufen hören, so hieß die Stube auch Jungfer Klarens Stube, und ist mir wie jederman unheimlich geblieben; ich kann mich auch nicht drin finden, daß Ihr Euren Wohnsitz hier aufgeschlagen habt, und hätte viel drum gegeben, wärt ihr mit mir da unten nach dem Forsthause gezogen. Das sind so gute Leute, die hätten Euch wie ihr eigen Kind gehalten. Bei den letzten Worten flog eine leichte Röthe über Kunigundens Stirn, doch sagte sie gütig, Du sorgst meinetwegen sehr unnütz. Es mag sich wohl ganz gut passen, daß grade ich hier neben dem Gebein der beschimpften Jungfrau meine Tage zubringe, und ich erkenne recht Gottes Fingerzeig darin, mich nicht selbst in der Erniedrigung zu erniedern, denn wie sie die Ehre ihres Hauses so gering hielt, so kann es mir wohl bestimmt sein, ihre Schuld zu büßen, und ich bin recht zufrieden, meinem Sinne von Anfang gefolgt zu sein.

Ob nun gleich ihr Sinn hier wie überall im-

mer das Edelste erfaßte, so befiel sie dennoch seit Marthens Erzählung eine ängstliche Beklemmung, so oft sie das Bild ansah. Die grob gehauenen Züge trugen grade in ihrer Verzerrung einen Ausdruck von Schmerz, der ihr öfters Thränen entlockte und ihre Blicke wider Willen anzog. Da sie nun lange vergebens vermieden hatte, ihre Augen dahin zu richten, und das peinliche Drehen und Wenden und Ausweichen, dem verblichenen Andenken jener Unglücklichen eine wahrhafte Persönlichkeit gab, so trat ihr diese unmerklich näher, und ward ein Wesen, das zu ihr gehörte, mit ihr lebte, mit dem sie zu reden anfing. Ja sie setzte sich die Liebes- und Leidensgeschichte der nahen Stammverwandten in den rührendsten Worten zusammen, die sie oft Tagelang hersagte, und sich beredete, sie von den starren Lippen gehört zu haben.

In dieser heimischen Gemeinschaft mit der geahndeten Nachbarin ward ihr das Leben gesellig lieb, und die Sehnsucht nach der Außenwelt immer schwächer. Als nun aber linde Frühlingswinde mit den Sonnenstrahlen viele Stunden des Tages an ihren Fensterscheiben spielten, und gelbe Schmetterlinge vorüberschwirrten, und sie zwangen, zu ihnen hin zu sehen, da sah sie auch die keimenden Grasspitzen an den schwarzen Kreuzen unter ihrem

Fenster, und die grünen Augen des Waldes, die zum Himmel hinauflachten und die betrübte Erde mit ihm versöhnen wollten. Es behaupteten die nächsten Umgebungen wieder ein neues Recht auf ihre Theilnahme. Es erschien alles so mild und groß, und doch so schauerlich wüst; ja es war, als schiene die Sonne nur so hell, um das tiefe Elend zu beleuchten, und die alten Urkräfte der Erde herrschten wieder, indeß der arme Mensch in träger Unthätigkeit schlafen müsse. Der Krieg war weiter gezogen und hielt seine Besitznahme in enger Gefangenschaft. Alles Leben stockte. Trübselig schlich der arme Landmann wie ein Fremdling durch die eignen, unbebaueten, Felder. Keine Hand hatte gesäet, keine konnte ernten. Und wenn der Frühling die Decke von dem starren Boden wegzog, so schwebte diese gleichwohl wie eine schwere, lastende, Wölbung zwischen Himmel und Erde und drückte auf den Herzen, daß kein freier Athemzug zu der heitren Bläue hindurch konnte.

Wenn Kunigunde auf den wunderlichen Streit erstorbenen und erwachenden Lebens hinstarrte, so schnitt ihr nichts so peinlich durch's Herz, als ein Beet flammender Tulpen, die, jeder Pflege unbedürftig, ihr Dasein beßren Tagen dankend, jetzt, in dem verstörten Garten, aus Schutt und Asche heraufblitzten. Der glühende Streifen brannte

ihr tausend Erinnerungen in die Seele, ihm schlug die versunkene Pracht noch einmal aus der Erde auf, die bunten Kelche strömten Bilder aus, die ihr selbst dunkel waren, und sie doch mit großer Gewalt nach der Welt der Farben und Erden-Herrlichkeit hinzogen, und wenn sie sich auch in der Einsamkeit eine Welt zauberte, in der sie sich wohlgefiel, so schien es ihrem Verlangen nothwendig, diese Zauberkreise weiter auszudehnen, und die magischen Zeichen nicht in die Luft, sondern auf festen Boden, zu schreiben.

Es traf sich in dieser Zeit, daß Marthe wider ihre Gewohnheit viele Tage ausblieb, und Kunigunden zuerst dadurch in Verlegenheit, bald aber in große Angst und Sorgen, setzte. Ihre kleinen Vorräthe waren bereits verzehrt, und sie sah kein anderes Mittel, das Mangelnde zu ergänzen, als daß sie sich selbst hinauswagte, und im Walde entweder Marthe, oder einen ihrer andern dort hausenden Unterthanen, aufsuchte, die bereit liegenden Arbeiten umherzutragen und das Nöthige einzuhandeln. Sie kämpfte lange, doch mußte sie endlich wohl den schweren Gang antreten. Es war ihr indeß unmöglich, Gestalt und Angesicht auf solchem Wege dem hellen Tagesschein unverhüllt entgegen zu tragen. Sie nahm deshalb ein großes, viereckte Tuch, hing es über Kopf und Schultern, und

hüllte sich bis auf die Füße dicht hinein. So trat sie zuerst zagend aus der Thür, und wagte kaum die Augen von dem Boden zu heben, doch als sie an den Tulpen vorüberging, und diese sie auf's neue entzückten, konnte sie es nicht lassen, still zu stehn, und eine davon zu brechen, die sie nun an ihrem langen Stiele, wie eine Fackel, in der Hand trug, und sich selbst damit ein ermunterndes und tröstendes Licht auf ihrem dunkelen Pfad anzündete. Es that ihr auch wohl Noth, den Blick an dem heitren Farbenspiel zu erfrischen, denn, je näher sie dem wirklichen Leben trat, je wehmüthiger umfing sie dieses. An Allem, was ihr begegnete, hatte die Kriegesgeißel gestreift, Alles trug die Schmach des Augenblick's, Alles, bis auf das vermagerte, ausgedörrte Vieh, das vor seinen zusammengesunknen Treibern mühselig hinschlich, trug die schwere Lebensbürde widerwillig. Fruchtäcker waren Gottesäcker geworden, und, statt der segenbringenden Pflugschaar, zogen Raben und Krähen darüber hin.

Kunigunde setzte sich am Eingange des Waldes auf einen umgestürzten Meilenzeiger, der ihr ehemals, nach kleinen Abwesenheiten, auf der Rückreise immer als ein Zeichen heimischer Nähe lieb war, jetzt lag er mit der allgemeinen Ordnung umgeworfen, im Sande. Dies gleiche Schicksal alles Lebendigen und Unbelebten, beseelte das Letz=

tere und ließ es sie als ein Theil ihrer Selbst betrachten. Wie sie sich an den gesunknen Pfeiler lehnte, kam es ihr vor, als könne sie, wenn dieser die vorige Richtung bekomme, auch wieder in die alte nothwendige Richtung zur Welt treten. Die Möglichkeit des Einen leuchtete ihr ein, und der innere Zusammenhang der Dinge, den sie im Leiden gefühlt, rief Hoffnungen herauf, die ihr ergriffnes Gemüth sänftigten. Sie sann lange darüber und rankte sich so tief in ihre Gedanken hinein, daß sie es nicht bemerkte, wie mehrere Jägerbursche, zuerst stutzend, dann aber dreister und näher, um sie her gingen. Das rohe Gelächter des Einen weckte sie. Potz Element! rief er, habe ich nicht bei meiner armen Seele geglaubt, es säße da ein Steinbild! Ja, Du magst mir wohl recht von Stein sein; bist wohl so ein Lockvögelchen, wie jetzund viel herumstreifen. Er sprang somit neben sie auf den Pfeiler, und riß an dem Tuche, was sie verhüllte. Kunigunde hielt mit einer Hand die Falten desselben fest zusammen, und wehrte mit der andern, in welcher sie die Tulpe, wie ein gezücktes Flammenschwerdt hielt, den frechen Arm zurück. Ich verbiete Euch, rief sie gebietend, mich anzurühren. Euch hat der Feind wohl leicht geschlagen, da Ihr den feigen Sinn auf wehrlose Frauen richtet; solch Gesindel kann auch nur das Elend um-

her geduldig tragen! Davon schweigt, murmelte der Bursche kleinlaut, das paßt hier nicht. Er war wohl bestürzt, wollte aber doch seine Beute nicht fahren lassen, und hob den andern Arm, Kunigunden zu umschlingen. Indem richtete sich ein andrer junger Jäger, der Tracht nach, gemein wie dieser, hinter dem Baum in die Höhe. Er hatte geschlafen, und strich das schwarze, wild lockige, Haar seitwärts aus der Stirn, um recht zu sehen, was vorgehe. Sein Blick sprühete plötzlich dunkles Feuer, er stützte den einen Arm auf die Erde, und, halb sitzend halb liegend, faßte er wild nach der Flinte. Sind denn die ausländischen Teufel all' in Euch gefahren? schrie er heftig; ist der Schande noch nicht genug! wollt Ihr Euch an deutschem Blut vergreifen! Haltet Ruhe, oder ich drücke, so wahr Gott lebt, los. Der junge Bursche wandte sich ab, rückte die verschobene Jagdtasche zurecht, und ging unwillig in den Wald hinein.

Kunigunde blieb ihrem Befreier schweigend gegenüber. Der Schmerz über das, was sie erfahren mußte, und der empörte, heftig entzündete, Stolz goß einen trüben Glanz über ihr Gesicht, dem ähnlich, der ihr irdisches Dasein jetzt bezeichnete. Es kostete ihr Mühe, ein Wort hervorzubringen. Der Dank für eine bezeigte Achtung, die sonst ihr bloßes Erscheinen als nothwendig erheischt hatte,

kam ihr schwer an; doch sagte sie mehr gütig als dankbar: es freue sie, daß die alte Ehrfurcht gegen Sitte und Recht immer noch in Vieler Herzen lebe, um derentwillen Gott auch den Andern verzeihen und die gute Ordnung wieder herstellen werde. Der Jäger betrachtete sie aufmerksam, ungewiß, wie es schien, auf welche Weise er sie anreden solle. Alles steht jetzt auf dem Kopf, erwiederte er, Niemand weiß, wie er in der Verwildrung dran ist, oder wie er das niedergetretene Recht und die verunglimpfte Sitte anfassen soll, der Teufel hält überall sein Spiel, drum kann man in der Gotteswelt nichts Besseres thun, als auf den Jagd machen. Der Jäger ist auch noch am Besten dran, der drückt sich durch alle Winkel, und es kommt ihm so manches zum Schuß, was den Lauf nicht einmal sieht. Aus dieser Ursach unterstehe ich mich auch, Ihnen meine Begleitung anzubieten; denn dem Frauenzimmer ist jetzt das Reisen eine schwere Aufgabe. Ich will nur im Forsthause eine Kranke besuchen, erwiederte Kunigunde. Der Jäger versicherte, daß sein Weg auch dahin gehe. Er pfiff darauf zweien hohen, buntgefleckten Doggen, die an ihn heransprangen, hing Pulverhorn und Flinte über die Schultern und trat ehrerbietig hinter Kunigunden, auf ihren Aufbruch wartend.

Sie mochte sein Begleiten nicht hindern, und

war im Grunde froh, ihre Wandrung so gesichert zu sehen, da ihr jetzt erst Gefahren entgegentraten, die früher zu fern lagen, um sie zu beunruhigen. Gleichwohl war ihr die Nähe eines fremden, so tief unter ihr stehenden, Mannes ängstigend. Sie konnte so verbindliches Wesen nicht mit stolzem Schweigen erwiedern, und verstand gleichwohl kein schickliches Gespräch anzuknüpfen. Daher kam es denn, daß sie öfters auf und nach ihrem Begleiter hinblickte, um irgend eine Veranlassung zum Reden zu gewinnen. Sie konnte die hohe Gestalt so wenig als Gang und Haltung ohne Verwunderung ansehen, in beiden entfaltete sich die freie Sicherheit vielfach gewandten und angewandten Lebens, besonders lag im Tragen des Kopfes eine eigne Würdigkeit, zu welcher der großartige Blick, unter den dunklen, mild geschweiften, Brauen, wohl paßte. Die Art, mit der er den Arm hob, um ihr die Richtung des Forsthauses zu bezeichnen, war auf das Anmuthigste edel; ja es lag in dieser Bewegung etwas, als sei ihm der Wald, die ganze Gegend, unterthan. Die Bäume wölbten sich jetzt immer höher und in dichterer Verzweigung über den Wandernden; Alles war still, bis auf die Doggen, die vor ihnen her sprangen. Die metallnen Buchstaben auf ihren rothen Halsbändern spielten wie wunderliche Zeichen an den kleinen beweglichen

Köpfen. Kunigunde sah zurück auf den Jäger, der unter den hohen, schlanken, dichtgereiheten Baumstämmen wie zwischen Säulen in Königshallen vorschritt. Goldne Mährchen flogen durch ihre Sinne. Es ist recht fremd und wunderbar in dem dunklen Walde, sagte sie. Ja wohl, erwiederte der junge Mann, mit finsterm Ernst, seit uns alles Bekannte fremd werden mußte, haben wir uns mit dem Fremden bekannt gemacht. Seine Stimme klang durch die Waldesstille wie dunkle Musik, und die Worte kamen ihr wie Zaubersprüche vor. Indem trug die Luft ferne, abgebrochene, Waldhorntöne zu ihnen herüber, und da ihr Begleiter sagte, wir sind nun gleich an unsrem Ziel, so glaubte Kunigunde jeden Augenblick einen hohen Pallast mit goldnem Gitterwerk und leuchtenden Spring-Quellen aus dem Dickigt hervortreten zu sehen. Es schimmerte auch wirklich bald genug weißlich durch die grünen Zweige; aber bei einer Beugung des Weges zeigte sich das kleine Forsthaus in seinen ärmlichen Umgebungen. Ist der Herr zu Hause? fragte der Jäger ein Mädchen, das auf einem Stein am Brunnen saß, und im warmen Sonnenscheine spann. Ja, er ist drinne, erwiederte sie, ruhig fortspinnend und wie mit ihres Gleichen redend. Herr? wiederholte Kunigunde in sich, sein Herr? Alle bunten Träume

schrumpften in einem dunklen Punkt zusammen, der wie ein geronnener Blutstropfen in ihrem Herzen stockte. Sie athmete tief, und mußte sich besinnen, ehe sie nach Marthen und ihrem Ergehn fragen konnte. Ach, das gnädige Fräulein! rief die Magd, indem sie von ihrem Sitz aufstand und mit einer kleinen Verneigung nach Kunigundens Kleid faßte, um es zu küssen. Diese erinnerte sich, sie sonst wohl im Hofe und Garten gesehen zu haben, und erwiederte den ehrfurchtsvollen Gruß mit vieler Freundlichkeit, wie sie überall jeder Blick aus der Vergangenheit rührend ansprach. Das Mädchen eilte vor ihr her, die Thür zu öffnen und sie zu Marthens Kämmerchen zu führen. Die hatte ohnlängst ein Nervenschlag getroffen, der sie viele Tage über der Besinnung beraubte. Noch jetzt wirrten sich die verfinsterten Gedanken mühsam auseinander, und es schien sich erst bei Kunigundens Eintritt der eigentliche Lebensfunken anzuzünden. Gottlob! rief sie, da seid Ihr ja, nun hat das Leben auf dem fatalen Thurm ein Ende. Ihr bleibt doch nun hübsch unter uns, da ist doch die Noth wenigstens vorbei. Kunigunden fiel es ein, in welchen Worten ihr die Alte schon einmal denselben Vorschlag gethan hatte; und wie sie damals der Gedanke, als des Försters Kind hier zu leben, verletzte. Ihr eigens

Kind! wiederholte sie noch jetzt in sich, und er — er ist wohl der Sohn des Hauses! Sie bebte bei dem Zusammenfallen beider Vorstellungen, und deshalb sagte sie mit großer Heftigkeit: nein Marthe, nein, hier bleibe ich nicht, ich kam nur, nach Dir zu sehen, und mir Hülfe zu schaffen, Du weißt ja! Die Kranke seufzte tief. Was wollt Ihr nur da machen, stöhnte sie unter ihrer Decke hervor; Jungfer Klarens Stube ist allezeit verrufen gewesen, es ist viel von zu sagen. Sie schwieg, und Kunigunde hatte auch nicht Lust und Muth, weiter zu fragen, denn sie war zur Rückkehr entschlossen, und wollte durch keinen Vorwitz ihre Ruhe stören. Sie blieb daher fest bei dem, was sie gesagt hatte, ohne sich in weitere Erklärungen einzulassen, und bat die eintretende Försterin um die Vergünstigung, ihr das Mädchen, welches sie kenne, bis zu Marthens Genesung täglich zum Thurme zu schicken. Als Marthe sie so bestimmt sah, flüsterte sie ihr leise zu: versprecht mir nur Eines, nicht Abends oder gar Nachts außerhalb des Eisenthores zu gehen, ja nicht herauszusehn, Ihr könntet den Tod davon haben, glaubt's doch nur, es ist nicht Alles, wie es sein soll. Kunigunde versprach es, und eilte nun doppelt vor Abend in ihre Klause zurück. Die Försterin wollte sie nicht allein gehn lassen, sondern gab ihr das Mädchen

sogleich mit auf den Weg, und begleitete sie auch selbst noch ein Streckchen in den Wald hinein. Kunigunde bemerkte nicht ohne große Bewegung, daß der Jäger sie ebenfalls aus der Ferne geleite, und so oft sein Schatten zwischen den Bäumen hindurch auf den Boden fiel, war ihr, als wüchse dieser, und strecke und dehne sich nach ihrem Herzen hin; ihr ward immer beklommener, und der Wald kam ihr viel länger vor, als auf dem Hinweg. Aus Moos und Sümpfen stieg feuchter Dunst in die Höhe, der sich vor dem Ausgang wie ein Vorhang aufrollte. Der Jäger war noch immer in ihrer Nähe. Marthens Worte hatten sie erschüttert, und wunderbar floß sein Bild mit jenen aufgeregten Schrecken zusammen. Ist der junge Mann da Euer Sohn? fragte sie die Försterin. Gott nein! entgegnete diese, es ist doch nur so ein Jäger. Kunigunde hörte die Worte noch lange, als die Frau schon auf dem Rückwege begriffen war. Noch geringer also, als ihr Sohn? dachte sie. Sie waren jetzt bei dem umgefallnen Meilenzeiger, das freie Feld lag vor ihnen; der Jäger trat einige Schritte vor, ohne sich gleichwohl Kunigunden zu nähern, und grüßte diese mit tiefer, würdevoller Ergebenheit. Die ganze Welt ward ihr in dem Augenblick ein wunderbares Räthsel. Sie zitterte vor sich selbst in ihrer dunklen Unverständlichkeit.

So hoch, und doch so niedrig! rief sie wiederholt, ohne auf des Mädchens geschwätzige Unterhaltung zu achten, die unaufhörlich vom Feinde und dem gehabten Schreck durch ihn erzählte. Nur als sie auch auf Marthens Krankheit und deren Veranlassung im rastlosen Strom der Worte lossteuerte, ward Kunigunde aufmerksam, und ließ es sich zweimal wiederholen, daß Marthe bei ihrem letzten Besuch auf dem Thurm, Abends zwischen den beiden Kreuzen ganz deutlich etwas sitzen sah, was drauf im Gemäuer verschwand; es sei ihr wie eine kalte Hand dabei über den Rücken gefahren und sie sei zu Hause gekommen, sie wisse selber nicht wie? da habe sie sich denn auch gleich gelegt, und wer könne sagen, ob sie jemals wieder aufstehe? Das Mädchen setzte noch hinzu, sie wisse selber noch recht gut, von der Zeit, da sie auf dem Hofe gedient habe, wie es draußen bei'm Thurme umgehe. Denn Abends, wenn die Mägde alle beisammen in der Spinnstube gesessen, die grade über dem Burgkeller liege, wo Jungfer Klarens Liebster in Gefangenschaft verstorben sei, da habe es oft plötzlich unter ihnen wie mit tausend Ketten gerasselt, die Räder haben von selbst geschnurrt und gerollt, daß ihnen Hören und Sehen vergangen wäre, und dabei sei es jeder von ihnen nicht anders gewesen, als lege sich ein eiskalter Finger auf ihren Mund, so daß sie nicht

einen Laut hervorbringen konnten. Zu solcher Stunde seien sonst die Verliebten heimlich zusammen gekommen, und deswegen tobe und tose es noch im Schloß, daß man ihre Schritte nicht höre. Denn Viele wollten sagen, der Knabe könne allerhand adeliche Gestalt annehmen, und gehe zu derselben Stunde nächtlich mit seiner geschmückten Braut im Schloßgarten spatzieren.

Kunigunde zitterte unwillkührlich während der ängstigenden Erzählung. Feuchter Abendwind küßte ihr wie Geisterhauch die Wange, und schien ihr grüßend aus dem Thurm entgegen zu wehen. Sie blickte forschend nach diesem hin, und es war ihr, als regen sich Gestalten dort herum. Wie sie näher kamen, sah sie eine Bettlerfamilie, die im Schutte nach Schätzen oder andern Herrlichkeiten wühlte. An der braungelben Farbe hielt sie sie für Zigeuner. Ein paar Weiber mit verbundenen Köpfen und zerlumpten kattunenen Mänteln huckten neben einem Kessel, den sie auf einen niedergebrannten Pfeiler, wie auf einen Heerd, gestellt, und darunter Feuer gemacht hatten; die Männer störten mit langen Stangen Asche und Steine auf, ein Kind klomm aus den untern Gewölben heran und sprang mit possirlichen Geberden zu Kunigunden hin, indem es in wunderlich tiefem Tone rief: blanke Schwester, gieb mir die bunte Blume, ich

geb' Dir was anders dafür. Sie war durch da eigne, ihr fremde, des Anblicks erschreckt, und gab dem Kinde mit ängstlicher Bereitwilligkeit die Tulpe, welche sie noch zwischen den Fingern hielt, indem sie aus den kleinen Händen einen rostigen Eisenreif nahm, den ihr diese entgegenreichte. Die Weiber um den Kessel riefen ihr zu: schön Jungfräulein vom Thurme, willst goldne Sprüche hören, laß' Gold in den Kessel fallen. Kunigunde sah scheu zu ihnen hin, während die Eine in die Kohlen blies und die rothe Gluth auf das verzerrte Gesicht zurückfiel, rührten die Andern den eklen Brei. Plötzlich lachten alle laut auf, uud schrieen wie im Chor, scheues Täubchen, bist vor dem wilden Jäger geflohen, ist Dir doch nachgezogen, wird Dich dennoch freien. Wird Dich freien, wird Dich freien, schnarrten sie mit heiserer Stimme. Kunigunde wollte ihre Schritte verdoppeln, als ihr des Jägers Hunde in den Weg sprangen; sie wandte sich erschrocken. Der schöne Jüngling stand so hoch und herrlich hinter ihr, daß sie unwillkührlich zusammenfuhr. Fürchten Sie nichts, sagte er ruhig, ich halte hier Wacht, bis Sie in Sicherheit sind. Er wird Dich freien, schallte es wieder in ihre Ohren; athemlos stürzte sie in den Thurm hinein, die Stiegen herauf, vor dem Steinbild der unglücklichen Jungfrau nieder. Leidensgefährtin! rief sie

ganz außer sich, soll ich es büßen, daß ich Dich verdammte! Und muß nun meine Brust wie Deine im unseligsten Kampf verbluten. Des Jägers Gestalt schwamm in ihren Thränen, und sah in feuchter Sehnsucht nach ihr zurück. O Gott! O Gott! rief sie, war ich noch nicht erniedriget genug, muß gemeiner Knechtessinn mein hoch Gemüth berücken. Sie lag lange auf dem Boden in demüthiger Stellung, mit ausgebreiteten Armen und flehete und betete zu Gott. Oft kam's ihr ein, daß sie doch nun ganz verarmt, verlassen und seit der Brüder Tod auch todt vor der Welt sei, daß sie nicht immer auf dem Thurme bleiben könne, daß ein Augenblick eintreten werde, wo sie ganz hülflos eines Beschützers Hand dankbar annehmen müsse. Sie verlor sich in den ersten, verlockenden Tönen des Herzens. Plötzlich rief sie heftig: Du lügst! Du lügst, trügerisches Steinbild! Conrad und Walther leben noch in dem Wappenschilde, das ihre Gräber schirmt, niemals, niemals soll mich mein Geschick so weit erniedern, daß ich Euch in meinem herben Leid vergesse! Sie wandte drauf ihr Gesicht nach den schwarzen Kreuzen, und schwor, so wahr ihr Gott das adeliche Leben gegeben, dieses nie durch herabwürdigende Liebe zu beflecken.

Dann sank sie auf ihr Lager, und schlief unter

stillen Thränen ein. Es währte aber nicht lange, so träumte ihr, eine grau verschleierte Gestalt stehe am Fenster, und reibe emsig den Eisenreif an ihren Gewanden, darauf nahe sie sich ihrem Bette, und wie sie gehe, fliege der Staub vieler Jahrhunderte von ihren Schleiern wie eine Wolke auf. Da sie nun an ihr Bett getreten, so winke sie mit dem Reife, der hell wie Gold glänzte, nach dem Fenster zu, und verschwinde dann. Kunigunde erwachte von einem leisen Winseln, das sie aber bald nicht mehr vor heftigen Regengüssen, die an ihr Fenster schlugen, unterscheiden konnte.

Unter bangem Herzklopfen erwartete sie den anbrechenden Tag. Mit dem frühestem Dämmerlichte trat sie zum Fenster, nach dem Reifen fassend, den sie am Abend dort hingelegt hatte. Da er nun aber in dem eingedrungenem Regenwasser schwamm, und Kunigunde ihn abwischen mußte, um ihn betrachten zu können, so glänzten ihr unter dem Reiben helle Fleckchen entgegen, und es fand sich bald, daß die Feuchtigkeit den Rost losgeweicht hatte, und der Ring immer blanker ward, und Kunigunden zuletzt einen Spruch zeigte, der in das Gold gegraben, so lautete:

„Still und heimlich brennt,
„Was die Welt nicht kennt,
„Was die Welt nicht trennt."

Sie las die Worte viele, viele male. Arme Klara, sagte sie, Deine Thränen hat der Himmel nun abgewaschen und über Dein Leid wie über meines wird die Sonne hell aufgehen. Der röthliche Morgenstrahl zog ihr die Worte über die Lippen, die mit ihrem prophetischen Ton ein beruhigendes Maien-Licht in ihre Seele warfen. Sie knüpfte den Ring, den Klaras armer Buhle wohl bis zum Tod in dem finstern Gewölbe trug, an eine Schnur, und hing ihn zum Angedenken um ihren Hals. Sie arbeitete drauf emsig und still und sang oft den Tag über:

Aus der Tiefen rufe ich
Zu Dir, Herr! erhöre mich.

Aber in der Nacht trat abermals die Gestalt im Traume zu ihr, zog den Reifen von der Schnur, und winkte damit zum Fenster. Dasselbe Winseln erweckte sie drauf und erfüllte ihre Seele mit den entsetzlichsten Qualen. Drei Nächte hindurch hatte sie den nämlichen Traum, und hörte die bangen Töne. Gestärkt durch Gott und in Demuth dem wiederholten Rufe folgend, ermannte sie sich endlich in der letzten Nacht, sprang vom Lager auf, und eilte zum Fenster, bereit, dort neuen Geboten zu gehorchen. Der Mond schien hell durch die Scheiben, Kunigunde trat zu dem milden Lichte,

Alles war still; wie Silberstaub lag der ruhige Schein auf der Ebne. Der süßeste Friede kam in ihre Seele, sie fühlte sich so sicher in Gottes Hand. Da sprangen die weißlichen Doggen zwischen dem Tulpenbeet hin, und winselten, wie sie es zuvor gehört; der Jäger schritt ihnen langsam nach, weit höher und gewaltiger als sonst, wie es Kunigunden vorkam. Jesus steh' mir bei! schrie sie, Alles ist Spuk und Zauberei, es ist Jungfer Klarens Liebster, der aus der Tiefen allerlei Gestalt annimmt, und nun kommt, seinen Ring zu holen. In Todesangst riß sie diesen von ihrer Brust, und ihn aus dem Fenster werfend, rief sie: Gott sei Deiner Seele gnädig, und gebe Dir Ruh' in Liebes Armen! Doch mit den Worten flog zugleich Muth und Lebenskraft von ihren Lippen, sie sank ohnmächtig in die Knie. Ein glühend Fieber brannte Wochenlang die betäubenden Bilder aus ihrer Seele. Wie Nebel spielte der schwere Krankenschlaf um ihr Bett, und wirrte und wankte zwischen Gestaltungen und leerem Dunst, und wenn sie das brennende Auge aufschlug, so flimmerten die Nebel wie Silberflöckchen und blendeten den kranken Blick, bis er sich hinter seine Decken verbarg.

Es war ein warmer, heller Tag, als sich auch die Wolken zum erstenmal von ihren Schläfen zo-

gen. Die Fenster waren geöffnet, frische Blumen standen davor und lockten mit ihrem Duft die Sonnenstralen, die, sie küssend, ihre Schatten auf Kunigundens Bett warfen. Linde Mittagslüftchen säuselten durch das Zimmer, die Blumen regten sich, und dufteten und spielten im Schatten, wie helle Morgenträume. Kunigunde lächelte die alte Marthe an, die mit einem breiten grünen Zweige neben ihr saß und die eindringenden Fliegen abwehrte, hinter ihr stand die Försterfrau, weiß, klar, mit hellen Augen, einen offnen Brief zwischen ihren gefalteten Händen haltend. Gottlob! rief Marthe zu dieser gewandt, sie kehrt zu. Sie muß wohl, sie muß wohl, erwiederte jene, wer wollte anjetzt sterben! Kind, sagte Marthe, über Kunigundens Hände gebeugt, wollt ihr denn nun wieder leben? Ei doch! über den verwünschten Thurm! Sagt' ich's nicht immer, da habt Ihr doch Nachts 'raus gesehen. Das war eine Angst! na, so wie Ihr gesund seid, dürft ihr auch nicht eine Stunde länger hier bleiben. Davon schweige, sagte Kunigunde, zum erstenmal der Sprache mächtig, ich verbiete Dir, jemals dieser Dinge zu erwähnen. Was soll auch anjetzt! unterbrach sie die Försterin, der Thurm! ja damit hat's nun wohl gute Wege! das wird von selbst aufhören. Ach allerliebstes Fräulein! Sie wissen noch gar nicht, na! Sie haben recht

gut gethan, so lange zu schlafen, derweil hat sich Alles verändert, und nun Sie aufwachen, da läßt der liebe Gott die Sonne wieder freundlich über unser armes Land scheinen. Denken Sie doch nur, die Unsrigen haben zu dreimalen gesiegt! es ist ein Auswechseln die Zeit hier herum mit den Gefangenen gewesen, unsere junge Leute sind alle fort. Und nun spricht man von dem besten Frieden. Hier in dem Briefe, da schreibt man's meinem Mann. Wir kriegen Alles wieder, und es wird ganz so wie sonst. O! der Fürst läßt gewiß das Schloß und das Dorf hier wieder aufbauen! Das wäre man schön! sagte Marthe, dann kriegte ich mein Hüttchen auch wieder.

Wie Blumen und Sonnenlicht tanzten die Worte der vergnügten Seelen um Kunigundens Bett. Ihre Brust hob sich in der seligsten Rührung. O Gott! rief sie, gieb allen Deinen Kindern Frieden! Und wie die alte Marthe den grünen Zweig bei den Worten betend neigte, war ihr, als reiche die verblichene Vergangenheit, der neuen, blühenden, Gegenwart die Palme.

Mit der Hoffnung wuchsen von da ihre Kräfte. Sie erschloß sich wie das neue Leben um sie her. Immer erfrischender strömten freudige Nachrichten durch die alte Trauer, und verwischten die Spuren früherer Thränen. Kunigunde sonnte sich in

der wiedererrungenen Ehre ihres Landes, und wenn sie mit dem stralenden Blick und der hohen, klaren Stirn aus ihres Thurmes Fenster blickte, so erkannte man sogleich in ihr das edle Reis, das zwischen moosigem Gestein, seiner Natur getreu, dem Lichte entgegenrankte.

Wie in ihrer Seele jeder Aufruhr schwieg, so blieb auch Alles in und außerhalb des Thurmes still, und Kunigunde erwartete mit ergebener Heiterkeit, ihrer alten Wohnung getreu, den Frieden, um ausgedehntere Ansprüche an das Leben zu machen.

Wie nun der Herbst die kärglich gesäeten Früchte in den Schoos der Menschen schüttete, da gab er ihnen zugleich die Erfüllung ihrer Lieblings-Wünsche, und der Friedensengel wies, über dürftige Felder, nach segensreichern Tagen hin. Die armen, geängsteten, Herzen öffneten sich in Demuth der Freude, und es gab einen Augenblick, wo alle Menschen gut waren, weil sich alle freueten.

In solchen Augenblicken war es, wo Kunigundens selig trunkenes Auge der Schlummer floh, und sie in die Welt hinaussah, der Gottes Milde so überschwenglich vergütete, was sie gelitten. Ihr selbst blieb die Zukunft freilich noch umdunkelt, aber sie vertrauete dem, der in Nacht und Finster-

sterniß Allen ein leuchtender Stern blieb. Kein Bangen kam in ihre Brust, die Erinnerung früherer Schrecken schlief, und wie sie Menschen versöhnt sah, so glaubte sie auch Geister beruhigt. Es erschütterte sie daher unbeschreiblich, als die Doggen auf's neue aus dem ehemaligen Schloßgarten aufsprangen, und ein Jäger zu Pferde mit Helm und Waffen vor dem Thurme hielt. Zugleich hörte sie vieler Hörner Klang den Felsweg hinaufdringen, und es währte nicht lange, so zog eine dichte Jägerschaar an dem Thurme hin, die Ebne entlang. Ihr Führer, zu welchem die Hunde gehörten, schloß sich ihnen an, und zog mit ihnen, nachdem er oftmals zurück nach Kunigundens Fenster gesehen hatte. Diese staunte, und starrte in leisem geheimnißreichen Ahnen dem Zuge nach. Sie fühlte die Auflösung des wunderlichen Räthsels, ohne sie zu finden, bis Marthe in den ersten Morgenstunden athemlos zu ihr hereinstürzte, und mit freudiger Geschwätzigkeit rief: Ach Fräulein, Fräulein, wer so was denken konnte! Er war es, der fremde Jäger, der so lange im Forsthause verborgen blieb; mein Gott! und nun so vornehm; nun, ich soll Euch tausendmal grüßen von Herrmann von Stauffen, Eurer Brüder Feld-Camerad, ach die gute Seelen schlafen lange! aber er ist Heute

Morgen frisch und froh mit seinem Regimente durch den Wald marschirt. Er war bei uns heran, und just so wie sonst; er schickt mich zu Euch, er sagt, Ihr kenntet ihn wohl, und zum Wahrzeichen Eurer Bekanntschaft hat er mir den wunderlichen Ring da an der Schnur gegeben, es ist ein Spruch darauf, ich kann ihn aber nicht lesen; er ist mit lateinischen Buchstaben geschrieben. Sie sind die Nacht, der Hitze wegen, marschirt, er kommt ganz nahe in's Quartier, vielleicht daß er gar noch — Indem klopfte ein leiser Finger an die Eisenthür. J, du meine Güte! schrie Marthe, da ist er wohl schon. Sie rannte schnell die Stiegen hinab, und ehe Kunigunde sich besinnen konnte, stand der schöne Oberst mit hohem, flammenden Blick vor ihr, und faßte ihre Hand, die mit der Seidenschnur am Ringe spielte. Die Sonne des Ruhms, die in seinen Augen leuchtete, ward durch den stillen Schein demüthiger, sittiger Liebe gemildert, wie das kleine weiße Johannes-Kreuz auf der Brust, dem Stern erfochtener Ehre, einen bescheidenen Glanz lieh. Fräulein, sagte er, wir kennen uns durch die, welche meine wie Ihre Brüder waren. Ich habe die Schwester so ehrenwerther Kampfgenossen nie ohne schmerzliche Bewunderung betrachtet. Gott hat uns im Elende zusam-

mengeführt; damals verbot mir die knechtische Gefangenschaft und mein Grimm darüber, Ihnen meinen Nahmen zu nennen, aber mein Arm sollte Sie schon damals schützen, nehmen Sie ihn für ein ganzes Leben als Stab und Schirm. Lassen Sie unsern Bund der Brüder Todtenfeier sein; ich habe früher bei ihrem Grabe Kunigundens Rettung geschworen.

Diese gedachte, daß sie wohl in nehmlicher Stunde den Brüdern den Schwur that, die adeliche Ehre zu bewahren. Sie sah auf das Steinbild an der Wand. Die Sonne brach ihr Licht in buntem Farbenspiel auf dem Mauerwerk, so daß die Gestalt wie auf einem Regenbogen stand, und da dieser das ewige Zeichen göttlicher Versöhnung ist, so verstand Kunigunde der Himmelssenderin Gruß, und wie der Ring eben in des Obersten Hand lag, so ließ sie ihm diesen, und vertrauete dem edlen Krieger Herz und Leben!

Alle Träume waren nun ausgeträumt, alle Räthsel gelöst. Der helle Tag rief neue Gestaltungen an das Licht. Dorf und Schloß erstanden in Kunigundens Liebe auf's neue, und als die alte Marthe am Hochzeitstage die Jahresschuhe der glücklichen Braut überbrachte, erhielt sie eine ruhige Wohnung für ihre künftigen Lebenstage als

freudiges Dankgeschenk. Und Kunigunde und der Oberst, als dieser später den Waffen entsagte, lebten im Schutze des Klaren-Thurmes viel stille selige Tage.

Der Ring von Savoien.

Auf dem alten Münsterplatze zu Bern stand vormals vor allen andern, ein stattliches Haus, drinne lebte zur Zeit Ludwig des Baiern der Schultheiß der Stadt, Herr Johann von Bubenberg, mit seiner Familie ein ehrsames und vergnügliches Leben. Er konnte sich seines eignen Glückes freuen, da Bern in Frieden blühete, Hohen und Niedren in seinen Ringmauern Schutz angedeihen ließ, und in frommem Muth und einfältigen Sitten stark und groß ward.

Manches Jahr war Herrn Johann, wie es im Glücke immer der Fall ist, so unmerkbar hingegangen. Die einzige Tochter erblühete ihm in Zucht und Sitte, und er durfte von Isabellas Tugenden wie von ihrer jüngern Brüder Freimuth und Kühnheit neuen Zuwachs an glänzender Ehre seines Hauses erwarten. Da beschloß Gott, die Berner, und vor allen ihr Oberhaupt, zu prüfen, und vor Uebermuth zu wahren.

Mißgunst schläft niemals, und die Sorge, eigne Macht gefährdet zu sehen, läßt den Gewal-

tigen keine Ruhe auf Erden. So sahen auch die großen Barone und Grafen im Aargau von ihren hohen Schlössern finster auf Berns betriebsames Wohlleben, und späheten umher, und reizten den vertraulichen Bürgersinn zu nothwendiger Vertheidigung.

Lange war es bei einzelnen Anfällen und heimlich gehaltener List geblieben, als sich die Berner weigerten, eine neu geschlagene Münze des Kaisers anzunehmen. Da freueten sich die Vornehmen des schicklichen Vorwandes, sperrten Handel und Wandel mit Bern, luden die Obern der Stadt zur Verantwortung, und rüsteten sich im Stillen gegen diese.

Die junge Mannschaft, die im raschen Trotz gern das Aeußerste kommen sieht, um Alles daran zu wagen, hatte ihre Lust an dem Vorfalle, indeß die Alten in sich forschten, was durch Weisheit und Milde abzuwehren sei. Herrn Johanns Seele rang zwischen kühner Ehrliebe und verständiger Besorgniß. Er sah, wo Alles hinaus wolle, und erwog ernsthaft der Stadt Rechte und ihre Kraft.

In sich gekehrt, saß er eines Abends abwärts vom Lichte, im Hintergrunde der gewölbten Halle, wo die Familie sonst gern die letzten Stunden des Tages mit einander verlebte. Das würdige Haupt ruhete ihm nachdenklich in der Hand. Berns alte

Geschlechter, wie die Ahnen seines Hauses, traten vor ihn hin. Er sah, wie die Stadt durch freien Bürgersinn und großartige Leitung des Rathes mächtig geworden, er sah auch die Gefahren, die ihr droheten; und, wie die Seele in rechter Bedrängniß den Blick des Menschen zum Himmel treibt, so sah auch Herr Johann über sich durch die runden Scheiben der hohen Fenster, und gewahrte das fliegende Gewölk, das ein heftiger Sturm über der Stadt hintrieb, und die blutrothe Mondesscheibe, die am schwarzen Saume fast drohend aufblickte. Isabella wirkte indeß still an ihrem Webstuhl. Die Mutter ordnete behutsam die Fäden, und sonderte dann in einem feinen Kästchen von Sandelholz purpurne Seiden und Golddrath auf elfenbeinernen Röllchen, ein Geschenk, das ohnlängst Graf Ludwig vor Savoien, Isabellas Pathe, dieser aus dem blühenden Welschland geschickt hatte. Alles war so schweigsam im Zimmer, die Brüder nicht daheim, der Wind fuhr heulend durch die weiten Gemächer, und brach sich, in abgestoßenen, wimmernden, Lauten, an Thür und Fenstergewölben, Da ward es Isabella trübe in der Seele, sie hob die glockenreine Stimme, und sang, wie sie es sonst wohl that, sich und die Eltern zu erheitern, ein altes Lied.

Was zieh'n der Vögel Schaaren
So kreischend durch die Luft?
Was treibt aus seiner Schluft,
Erbebend vor Gefahren,
Das hohe Wild zu Hauf?
Wer hemmt des Wandrers Lauf
Und reißt in blinden Schrecken,
Die Sünde zu erwecken,
Die Jungfrau mit sich fort?

Hörst Du das wilde Tosen
Auf Schreck und Wetterhorn?
Dort rast vor Lust und Zorn
Die Rott' der Zügellosen.
Geführt von Mangepan;
Des bösen Spiels Cumpan;
Da flackern hoch die Feuer,
Da röthet Blut viel theuer
Der weißen Alpe Haupt.

Deß' schreit der Lämmergeier
Deß' krächzet Rab' und Aar,
Des singt der Mönche Schaar
Manch' trübe Todtenfeier.
Laß' ab von solcher Jagd,
Dich rufet bald die Schlacht.
Gewaltiger! in Mitten
Der steilen Feste Sitten,
Bricht Muth Dein stolzes Herz.

Es wacht auf seinem Thurme
Graf Peter viel gewandt,
Den das Savoier Land
Erprobt in hartem Sturme.
Und wie der sich geregt,
So wird das Thal bewegt,
Gebrochen sind die Mauern.
Gestillt des Landes Trauern,
Todt ist der Mangepan.

Von eines alten Helden
Eiskalter Todtenhand,
Zog drauf ein goldnes Band,
Wie uns die Sag' thut melden,
Ein Bischof ehrenwerth.
Herr Petern er's bescheert.
Ihr sollt des Ringes wahren,
Von Sohn auf Sohn nach Jahren
Beschirmt er Euer Haus.

So spricht der Bischof gute;
Herrn Petern dies gefällt,
Die Wort' er wohl behält,
Und in des Herzens Muthe,
Mit Gott schließt er den Bund.
Anjetzo noch zur Stund,
Ist's Ringelein ein Zeichen,
Daß fürder nicht soll bleichen
Savoiens alter Glanz.

Wie sie geendet, ward alles wieder still, wie zuvor. Jedes dachte in sich fort, auch wagten die Frauen nicht, weiter das Schweigen zu unterbrechen. Da hörte man auf der Stiege Mannestritt. Die hohe Thür that sich auf, ein jugendlich schlanker Ritter trat ein, den Mantel noch über beiden Schultern, wie jemand, der von Reisen kommt; die Federn seines Helmbusches hingen, vom Sturm gebrochen, wild durch einander, eine derselben, purpurroth, lag ihm wie eine breite, blutige, Wunde dicht über Stirn und Wange. Die Ampel zunächst an Isabellas Webstuhl, erhellte das Gemach nur spärlich, so daß Niemand den Eintretenden sogleich erkannte. Der Vater war ihm entgegengegangen; der Fremde strich mit der einen Hand die rothe Feder von der Stirn, und reichte die andere Herrn Johann. Da erkannte dieser an den glühend schwarzen Augen und dem absonderlich anmuthigen Lächeln den jungen Grafen von Savoien, Herrn Ludwigs einigen Sohn. Freudig rief er: Gott grüß' Euch, mein junger Herr, zu dieser Stund' in Berns Bedrängniß! denn Ihr seid uns befreundet und bringt wohl gute Botschaft. Der Graf aber, feurigen Sinnes und allezeit rascher Geberde, unterbrach fast seine Worte, indem er hastig rief: nein, beim Himmel! niemals sind die von Savoien Eures Hauses Feinde gewesen. Wären wir das, ich stände

jetzund nicht hier. Just als man mich nach väterlichem Willen mit Margaretha von Chalons vermählte, entboten uns die von Nidau und Kiburg zur Theilnahme an dem allgemeinen Unternehmen gen Bern. Mir kam das recht erwünscht. Ich bekenn's Euch frei! Mich lockte der Feldgefährten Ruf. Die Waffen sind mir allezeit hold gewesen, auch gesellet sich ja wohl Gleiches zu Gleichem, und die im Blut Befreundeten mahnen einander wohl selten vergeblich zu Kampf und Sieg. Deshalb hätte mich die Braut auch sicher nicht zurückgehalten. Es gedachte aber Graf Ludwig seiner Freundschaft zu Euch, und wie mein großer Ahnherr dem eignen Schwäher zum Trotz den ersten Stein zur Aar-Brücke und damit den Grund zu Eurer Macht gelegt habe. Deshalben ließ er mich geloben, keiner Partei zuzustehn. In dem allgemeinen Aufruhr aber schnelle Auskunft suchend, und Zeuge meines Unmuths bei so theilnahmloser Unthätigkeit, sandte er mich als Vermittler zwischen beiden Parteien. So komme ich denn mit Gott, und will zuerst Euch als den alten Hausfreund ehrlich fragen, wie die Sachen stehn? Drum, mein edler Herr, so sagt mir nun, was Ihr thun wollt und könnt, um Euch mit Euren Gegnern zu vergleichen, denn wahrhaftig, es hat Eile. Die Ver=

bündeten rüsten sich schon gegen Eure Schirmstadt Laupen, und drohen sie hart mitzunehmen.

Wie die Blitze seiner dunklen Augen sprüheten diese Worte, gleich Funken, zwischen den flammenden Lippen hindurch. Herr Johann hatte die Arme in einander geschlungen, und stand, ihn ernst und sorgsam betrachtend, gegen ihm über. Mein junger Ritter, sagte er darauf, es ist wohl brav, daß Ihr der Freiheit Schutzherr sein und den Friedlichen den Frieden gönnen wollt; aber Euer Eifer ist was jugendlich, so schnell ist das nicht abgethan, und schwer ist's hier zu sagen, was Klugheit oder Ehre will.

Bei Gott! rief der Graf, fast unwillig, zögern ist hier nicht gut gethan! Ich sage Euch, sie zieh'n mit Wehr und Mannen hinauf nach Laupen. So müßt Ihr Euch denn ja wohl Augenblicks entschließen. O Herr: erwiederte der alte Bubenberg, klopfen sie mit dem Eisenhammer an, so wird ihnen Bescheid gethan, das glaubet nur, und ist es schon dahin gekommen, nun denn in Gottes Namen! Wir haben früher Gesandte nach Nidau geschickt, und säße dort die Billigkeit zu Rath, so wäre Alles längst abgethan; aber die Berner sollen ihre edle Freiheit verkaufen, und ihr wohlerworbnes Recht für einen Gnadenblick des Kaisers hingeben, mit dem man uns schreckt, als strahle er aus Gottes

Auge; seht! und das geschieht nimmer und in alle Ewigkeit! Fürwahr, sagte der Graf darauf, Ihr gebt mir schlechte Hoffnung zur Ausführung meines Auftrages, und bestehen Alle so hartnäckig auf ihrem Sinn, so muß ich wohl unverrichteter Sache heimkehren.

Sie waren unter diesen Worten starken Schrittes auf- und abgegangen. Jetzt traten sie zum Licht. Der Graf heftete den Blick auf Isabellen, welche, von ihrem Sitz aufgestanden, neben der Mutter mit gesenktem Auge stand, als wolle sie über die große Unruhe des Herzens der seidenen Wimper Schleier ziehen. Vormals hatte sie der Graf wohl gekannt, als beide noch Kinder waren, doch seitdem hielt ihn sein Waffenglück im Auslande. Jetzt erhellete ihr Angesicht plötzlich sein Herz, das, ob es lange geschwiegen, sich nun, wie es oftmals geschieht, in einem Augenblick verstand. Herr Johann fuhr fort, sein und der Berner Rechte auseinander zu setzen; der Graf aber schwieg, bis ihn jener fragte, was ihn bei so geleiteter Sache zu thun dünke? Da erwiederte er, ganz andere Dinge im Sinne habend, mich will bedünken, ich sei um viele Tage zu spät gekommen. Ei wahrlich, sagte der Schultheiß lächelnd, des würde Frau Margaretha, Euer junges Gemahl, nicht Wort haben; zu früh, bei weitem zu früh seid ihr von ihr ge-

gangen. Und glaubet nur, mein edler Graf, wie die Gemüther sich selbst so feindlich stimmten, so würde Eure Dazwischenkunft, ob spät, ob früh, wenig gefruchtet haben. Der Graf, aus dessen Auge ein Strahl Isabellas junge Brust berührte, so daß sie sich ängstlich hob, fuhr bei diesen Worten, wie ein flackernd Feuer, rasch auf, indem er rief: so wahr ich lebend vor Euch stehe, es hätte viel, gar viel geändert! Und durch die unbezwingliche Natur zu gewaltsamer Bewegung getrieben, hob er die Hand, den Himmel zum Zeugen seiner Betheurung nehmend, so ungestüm in die Höhe, daß der goldne Reif vom Finger sprang und weit davon flog. Erschreckt ließ er die Hand sinken, und sagte mit leiser Stimme: das war des Ahnherrn Ring, den mir der Vater mit der Braut zugleich gegeben hat. Daß Christ erbarm! Herrn Peters Ring! schrie Isabella. Alle Bangigkeit und Scheu war von ihr gewichen. Pfeilschnell fuhr sie zur Thür hinaus, und trat alsbald mit zweien Kerzen wieder hinein; sie hoch mit beiden Armen über sich haltend, damit sie freier um sich sähe, rief sie dem Grafen zu: O Herr suchet doch, Ihr wißt es ja, an dem Ringe hängt Euer Heil und Leben. Und sorgsam, das Auge spähend umhergesandt, ging sie langsam durch die Halle, Vater und Mutter ihr zur Seite. Der Graf aber weidete sich an der rei-

reizenden Gestalt und dem zarten Gliederspiel, das in des Herzens Angst sich unbefangen vor ihm entfaltete. Er hatte wohl in Welschland manches Kunstwerk gesehen und sein Auge war geübt, das Schöne aufzufassen. Das Herz klopfte ihm stärker, wenn Isabella an ihm vorüberstreifte, mit gebeugtem Kopfe und zur Erde gesenktem Blick; die kleine Brust hob sich so unruhvoll, da kam es ihm oft ein, sie an sich zu reißen, und nimmer wieder aus seinen Armen zu lassen.

Es ist vergebens, sagte endlich Herr Johann, des Suchens müde, heut zu Abend finden wir ihn nicht. Isabella setzte erschöpft die schweren Kerzen nieder; er muß sich dennoch finden, sagte sie, wo sollt' er hingekommen sein. Ei laßt doch, laßt, unterbrach sie der Graf, hin ist hin! auch zeigt sich das Verlorne wohl 'mal wieder, und jetzt thut's mit dem Ringe noch nicht Noth, zur Zeit steh' ich noch frisch und kräftig vor Euch da. Er faßte Isabellens Hand und wollte ihr beruhigend in's Auge seyn, als die rothe Feder, auf's neue herunter fallend, ihm Aug' und Wange deckte. Mit lautem Schrek barg Isabella da ihr Gesicht in beide Hände. Wie ist Dir, fragte die Mutter ernst. O seht doch, seht, stammelte sie, wie ein Verwundeter steht er ja vor uns! Ach, nicht doch, rief Herr Johann, fast unwillig, laß jetzt die kindischen Gesichte, wir haben

wohl Ernsteres zu sorgen. Auch soll man so bedeutungsvolle Worte nicht haltlos über die Lippen fliegen lassen. Solch Wort will lang gezügelt und im Innern verwahret sein, ehe es mit dreistem Laut Erfüllung herbeiruft. Bleich wie der Tod sah Isabella zu ihm auf; Erfüllung — sagte sie. O Vater, viel Aergeres, als ich, habt Ihr gesprochen; Erfüllung, da sei Gott vor. Ich konnt's nicht wehren, daß mich der rothe Streif erschreckte, ich kann auch niemals ruhen, bis ich den Ring wieder an des Grafen Finger sehe. Der nun stand dabei, und zog ein jedes ihrer Worte mit Schmerzenslust in sich hinein. Sein ganzes Herz fühlte er beben. Ohne daß er's wußte, drangen ihm Thränen aus den Augen, dazwischen mußt' er lächeln, denn ihm war wohl und unsäglich froh. So gebe Gott, sagte er zu Isabella, daß Ihr den Reifen bald findet, ich empfange ihn dann aus Eurer Hand und ganz neu wird er mir dünken, und ganz anders sein Bedeuten.

Derweil sie noch so sprachen, traten Einige vom Rath herein, dem Schultheißen zu melden, daß sich ein feindlich Heer bei Laupen zusammenzöge, und daß die Stadt Verstärkung bedürfe. Des thatenlosen Erwägens war nun ein Ende. Jetzt mußte gescheh'n, was zuvor ersonnen war. Der Herr von Bubenberg entbot den Rath noch in die-

ser Stunde zu allgemeiner Versammlung auf dem Rathhause. Niemand dachte hinfort mehr an Abwenden der Gefahr. Jedweder sah schon die hellen Waffen blinken, und hegte nur solche Gedanken, die Ehr' und Muth erzeugen.

Als der Graf Alle so beschäftigt sah, da peinigte ihn das müßige Zuschauen. Ihn wollte fast der kühne Bürgertrotz verdrießen, obgleich er gezwungen war, den festen Muth und die ruhige Größe der Obern zu ehren. Finster in sich verstört und entzweiet, wickelte er sich in seinen Mantel. Herr Schultheiß, sagte er, mein Geschäft führt mich jetzund in das Lager der Verbündeten, was ich da ausgerichtet, davon sollet Ihr sofort Kunde haben. Ich denke wohl, es wird da steh'n wie hier, und meine Worte in den Wind geredet sein, denn ist das Schwerdt erst halb aus der Scheide, dann will es auch ganz heraus.

Als er hierauf zu Isabella hinsah, und ihre ganze Seele durchschauete, öffnete sich ihm auch die seine, und mild und weich sagte er: mir ahndet's recht, aus Eurer Hand empfange ich bald das Ringlein wieder. So seid denn deshalb außer Sorgen, und lebet mit unserm Herr Gott wohl!

Wie er nun ging, so wandte er sich noch einmal. Sein Antlitz strahlte recht vom Feuer seiner Augen, und wie er lächelte, glänzten die milch-

weißen Perlen gleich unter dem dunklen, schmal gehaltenen, Bart. Es war ein lieblich Bild, dessen sich auch die Alten im Herzen erfreuen mußten; denn wundersam wie Gottes Wort wirkt Menschenschönheit auf Menschen innres Sein und Thun.

Als nach der Zeit die Männer insgesammt die Halle verlassen hatten, und Mutter und Tochter allein waren, langte jene, aus einem kleinen verguldeten Schrein, dessen Innenwände in getäfeltem Holz der Apostel Bildnisse einfaßten, ein Büchelchen, drin fromme Sagen sauber auf Pergament geschrieben waren. Zwischen den Blättern lagen Täflein, feiner als ein Mohnblatt, von Marienglas, in bunten Farben die Wunder der Schrift darstellend. Indem die Mutter das Büchlein vor Isabellen hinlegte, sagte sie: mein Kind, bezwing' nur den Sturm der Seele, und lies die stillen Worte. Vor so heiligen Dingen, je näher sie uns treten, demüthigen sich die Erdensorgen und flüchten bescheiden in den tiefsten Winkel des Herzens. Wenn es auch recht ist, und nach Gotteswillen, daß der Mensch in sich hineinschaue, so ist es doch nicht allemal gut, gleich zu Anfang dasenige genau betrachten, was sich wie ein Spuk in unsere Seele schlich, und drinnen wirrend tobt. Das Auge erblindet oft davon. Erst muß sich der Aufruhr legen, und derweil man der Zeit ihr

Rechte giebt, und es Tag werden läßt, thut's Noth, den Sinn auf Besseres zu lenken.

Isabella hatte selten die Glastäflein zu Händen bekommen. Es war aber vieles darauf, was sie besonders rührte. So betrachtete sie gar zu gern Maria, in der Wüsten, flüchtend und Noth und Kummer erleidend. Es kam ihr so süß und wohlthuend vor, Alles zu dulden und zu tragen, um des Einen willen, was man über Alles liebe. Jetzt las sie nun mit wundem Herzen viel von den Opfern und Gelübden frommer Männer, derweil es auf den Straßen immer lauter ward, und das Getümmel der waffenlustigen Jugend wuchs. Dazwischen hörte man die ernsten Gesänge der Priester, die in feierlichen Umgängen durch die Stadt zogen, von Weibern und Kindern geleitet, die durch Spenden und Gelübde Berns Heil vom Himmel erfleheten.

Die Nacht war so hingegangen. Die innre Unruhe hielt beide wach. Und als sie nicht mehr lesen mochten, da rückte Isabella einen kleinen Fußschemel an der Mutter Stuhl, und darauf kniend, den Kopf auf den mütterlichen Schooß gelegt, blieben beide lange still, bis Isabella, sich in die Höhe richtend, ernstvoll sagte: Mutter, es ist ein großes Ding um ein Gelübde! ich habe — Selbigen Augenblicks hörte man außerhalb rufen: Heil dem tapfern Rudolf von Erlach, Heil unserm Führer! Der Lär-

men riß den Faden ihrer Worte entzwei und zog Mutter und Tochter zum Fenster.

Es war helles Mondeslicht und schön im klaren Scheine zu sehn, wie die gedrängten Schaaren den Münsterplatz füllten, Fußvolk und Reiterhäuflein. Hoch flatterte der Stadt Banner. Herr Rudolf ritt auf stattlichem Pferde die Reihen entlang; an ihrer Spitze stand der Leutpriester Diebhold Baselwind, des Herrn Frohnleichnam in seiner Hand haltend. Baarhaupt aber, und in Mitten eines Halbkreises andrer Rathsherrn war der Schultheiß vor das Rathhaus getreten, und schwur, mit aufgehobener Hand, bei Gott und den Heiligen zur Behauptung der Stadt Laupen Gut und Leben zu opfern; ihm nach schwuren alle Rathsherrn. Da konnte Isabella sich selbst und jeden andern Gedanken als die Freiheit ihrer Stadt vergessen. Auf ihren Knien sank sie neben der Mutter nieder, und betete aus reiner Brust für Bern und ihr gutes Recht. —

Als aber die Schaaren nun ausrückten und später am Morgen auch die Kriegsleute aus den helfenden Waldstädten die Stadt durchzogen hatten, da lag die Todesstille jedwedem wie ein Grabstein auf der Brust. Viele trieb es angstvoll und schweigend umher, Andere zog es in die Kirchen vor der Heiligen Altäre. Isabella blieb meist still im Gebet oder sinnigem Denken begriffen.

Gegen Abend zur Vesperstunde kam Herr Jo-

hann, einen Augenblick seine Familie zu begrüßen, aus dem versammelten Rath, der nicht auseinanderging, so lange Wachsamkeit Gefahr abwenden und entschlossener Muth in Gefahr beistehn konnte.

Derweil wir hier noch in Ungewißheit harren, sagte er, ist der Kampf für unsere Freiheit wohl bereits gestritten. Denn unvermeidlich war die Schlacht schon zu Mittage, und wie uns die Boten berichten, an kein Versöhnen und Vermitteln zu denken. Auch hat der junge Graf von Savoien weiter nicht viel daran gedacht, denn als er in dem Lager der Verbündeten eintraf, so fielen die frühern Kampfgenossen seinem Pferde in die Zügel, führten ihn in ihre Mitte, und beschwuren ihn: mit welchem Arm er für den König von Frankreich, mit welchem Glück er in den lombardischen Fehden gestritten, mit eben demselben auch für seine Freunde die Waffen zu führen; er nun sprach noch eine Weile von Frieden und Verein und wollte vor sich selber bestehn in Treue und Wort, dann aber vergaß er des väterlichen Willens und kämpft nun wider uns.

Die Mutter sah auf Isabellen. Diese aber schien ruhig und sagte kein Wort. Auch war fortan des Redens nicht viel, denn in Stunden großer Entscheidung, wenn Gottes Wille spricht, schließen fromme Scheu und demüthiges Harren jedem die Lippen.

Endlich gen Mitternacht verkündete lauter Freuderuf den erfochtenen Sieg. Und wie zuvor große Angst die Gemüther gefangen hielt, so öffnete jetzt der plötzliche Glückswechsel alle Herzen und lösete alle Zungen. Die Straßen füllten sich von Augenblick zu Augenblick, Glocken läuteten, Kirchen wurden erhellet und erschallten von Lobgesängen. Niemand hatte Ruhe daheim. Alle wollten die rückkehrenden Boten selbst sprechen, alle ihre eigenen Worte selbst hören. Das Heer, so hieß es, übernachte auf dem Schlachtfelde, welches mit den Leichen des erschlagenen Feindes bedeckt sei. Viele Großen seien gefallen, ihre Rüstungen werden den Zug der Sieger verherrlichen.

Eine lichte Sonne ging über Bern auf. In ihrem hellen Scheine rückte Rudolf von Erlach mit seinen tapfern Gefährten in die Stadt. Vor ihm der Priester Diebhold Baselwind, der auch jetzt in Gottes Namen den Zug eröffnete; dann folgten die erfochtenen Banner und die Rüstungen der erschlagenen Großen. Schaudernd erkannte Isabella unter diesen des Grafen von Savoien Feldbinde und rothen Helmbusch. Ihr Herz stockte, unbeweglich ließ sie die Schaaren an sich vorüberziehn, und erst als das Getümmel sich langsam verlor und Herr Johann endlich zu den Seinen kam, um mit ihnen für die Seelen der Gefallnen zu beten, wie er früher mit dem Heere Gott für

den Sieg gedankt hatte, sank sie weinend vor einem Cruzifixe nieder, das in einer Vertiefung des Gemäuers in selbiger großer Halle stand. Der Vater kniete zur andern Seite, in Mitten die Mutter, zwischen beiden stand ihr ältestes Söhnchen, das einen Blumenkranz auf das Gnadenbild hing. Und wie daran gerückt ward, so fiel etwas, und Isabella, welche zunächst gekniet, sah auf ihren gefalteten Händen des Grafen von Savoien Goldreif, der vom Cruzifixe herabgerollt war. Mit glänzendem Gesicht erhob sie sich, den Ring gen Himmel haltend. Seht her! rief sie, der Herr legt ihn in meine Hand, wie er ihn zuvor wunderbarlich an sich gerissen, und bis zu dieser Stunde vor aller Augen verborgen hat, damit sein Wille erfüllt werde, und Herrn Peters Stamm erlösche. Nun aber stört auch den weitern Fortgang nicht, und bitt' Euch, wollt nicht hindern, daß ich thue, wie ich gelobt habe. Denn ein großes Ding ist's um einen Schwur! und heilig hab' ich geschworen, wie ich das Ringlein fände, nicht eher mein Haupt niederzulegen, bis ich es selbsten an des Grafen Finger gesteckt hätte. Ei Kind! unterbrach sie Herr Johann, der Graf ist todt, willst Du kaltes Gebein mit Golde schmücken? Was soll der Ring dem starren Leichnam frommen? Laßt das, Vater, erwiederte Isabella, geschworen ist geschworen, und über einen Eid-

schwur klügeln, heißt ihn umgehn. Auch ist es wahrlich nicht zu sagen, welch eine Kraft den Dingen inwohnt! und schirmt der Ring nicht mehr des schönen Jünglings Leib, so rettet er wohl seine Seele, die in so bitterm Streit von hinnen ging. Deshalben gestatter's nur, daß ich mich aufmache, nach Chillon zu wallfahrten, wohin der todte Graf gebracht sein muß; denn Ihr selbst habt mir gesagt, daß die Berner den Großen ihre Leichen frei gegeben, und ihnen verwilligt haben, sie in die Gruft ihrer Geschlechter ehrenvoll zu bestatten.

Die Eltern sahen betrübt auf ihr liebes Kind, das ihrer beider Hände gefaßt hatte, und mit verklärtem Blick den Himmel zum Beistand rief. Sie mußten es wohl geschehen lassen, daß sie in Kurzem mit Muschelhut und Pilgertasche, auf weißem Stab gestützt, zum Hause hinaus in die weite Welt schritt. Aber Isabella fühlte sich stark, und ihres geschiedenen Freundes Seele nahe. Furchtlos ging sie durch wüste Thäler, zwischen schroffen Felswänden die hohe Bergkette hinan. Oft brannten ihr die wunden Füße, aber das Herz zagete nie. Als sie endlich Südens Lüfte anweheten, glaubte sie des Liebsten Athem zu fühlen. Weinend sank sie in das moosige Gras. Würzige Blumen und Kräuter schlugen über ihr zusammen, und deckten sie wie ein bunter Teppich. Da gedachte sie ihres Seidengewebes und der bunten Fäden, die ihr aus Welsch-

land kamen und wie sie sich zu mancherlei Blumengewinden gestalteten. Ihr kam es vor, als sei die Arbeit beendet, und ein Leichentuch worden, unter dem sie nun still und lieb neben dem Grafen ruhe. Sie war recht todesmüde und die Augen fielen ihr halb träumend zu. Doch wenn ein tiefes Weh an der Seele rührt, senkt sich der Schlaf auch nur im Fluge nieder, und wie er betäubend vorüberzieht, so scheint er den halbruhenden Leib in seinem Nebelmantel fortzutragen. Alles schwebt und schwimmt in der beweglichen Traumwelt, und mit den dumpf schwirrenden Sinnen fühlen sich die Glieder fortgezogen. Isabella war es anjetzt, als trügen sie Engel von dannen. Sie schlief nicht recht, sie wachte auch nicht. Es war an solcher Stund , wo die unsichtbaren Mächte heimlich weben, und in luftigem Gespinnst des Menschen Schicksal wirken.

Als Isabella erwachte, neigte sich der Tag zu Ende. Sie gewahrte, was sie vorher nicht gesehn hatte, die Thürme einer Burg, die aus dem Dickigt hervorsahen. Als sie sich aufmachte und näher kam, wehete ihr das Trauerfähnlein matt von Herrn Peters altem Stein entgegen. Das also ist der Ort, sagte sie betrübt. Sie blieb eine Weile davor steh'n, die grauen Wände sahen sie ernsthaft an. Kein Laut war zu vernehmen, durch die tiefe Stille rauschte ihr Fußtritt ängstigend, wie etwas, das nicht zu ihr gehörte. So trat sie in das Thor. Am

Eingang standen zwei gewappnete Reisige, die Wache hielten, und ihr fast Grauen machten; doch die Pilgerin ließen sie ungestört ziehn. Sie schritt die Stiegen hinan, durch lange gewölbte Hallen. Hier lagen weinende Frauen vor Heiligenbildern und Cruzifixen, zwischen durch gingen Männer in stummem Gram, allesammt des Schlosses Zugehörigen. Isabellas Schritte wankten, als sie so vieler Menschen Schmerz auf sich zukommen sah, auch das eigne Leid zerdrückte ihr fast die Brust; doch sagte sie ermannt: Christ grüße Euch, Ihr Traurenden allzumahl, es will mich einer von Euch zu des jungen Grafen Leiche geleiten, denn es thut große Noth, daß ich ihr nahe. Sofort öffnete sich eine erzne Thür. Da wollt sie dennoch fast der Muth verlassen, denn in Mitten eines schwach erhellten Saales stand ein schwarz verhangenes Ruhebett, an dessen Häupten kniete Frau Margarethe in tiefer Trauer, zu Füßen aber saß auf niedrem Sessel Graf Ludwig, ein ehrenwerther Greis mit weißem Haar, das gebeugte Haupt in beiden Händen, wie im tiefem Leide, halzend. An den Pfeilern umher standen die Rüstungen der Ahnherrn, alle so aufgestellt, als umschlössen sie noch die starr gewordenen, unbeweglichen, Leiber; von ihren Helmen hingen lange Trauerflöre, die sich beim Eröffnen der Thür im Zugwind säuselnd regten. Stark durch den Herrn trat die Pilgerin vor. Sie hob die Decke von des Liebsten Ange=

sicht, fest standen die reinen Züge, im Tode noch schön anzusehn, doch grausig lag die breite Todeswunde über Stirn und Wange; sie brannte wie ein Feuerstrahl in Isabellas Herzen. Diese nun zog in Wehmuth ihren Ring vom Finger, und steckte ihn an des Grafen Hand. Ein leises Beben rann hier durch Aller Gebein. Der Graf sah auf der Pilgerin ernstes Wesen und ihr wunderbares Thun; er sah den Goldreif wieder an des Sohnes Finger. Da beugte er die alten Knie vor Isabellen, und hob seine Hände zu ihr auf, doch diese schien ihr irdisches Geschäft vollendet zu haben, sprachlos sank sie an den Grafen nieder. Es hatten sich Viele bei so seltner Erscheinung herzugedrängt; sie eilten hin zu ihr und richteten sie in die Höhe. Auch schlug sie bald die Augen wieder auf, doch bat sie, hier auf einem Sessel zunächst der Leiche bleiben zu dürfen. Drauf faßte sie Frau Margarethens Hand. „Ihr unglückselig Weib!" sagte sie, „ihr „waret sein, doch er war mir vom Himmel auf„gehoben, deß ist der Ring ein Zeuge, der Herr „hat durch ihn gesprochen; denn wie des Liebsten „Seele in die meine überging, fiel auch der Ring „durch ein Wunder in meine Hand, doch nur auf „Himmlisches hat er mir gedeutet, und so gebe ich „dem Leibe zurück, was ihm gehört, damit er in „der Erde Ruhe habe, und auch Euer Bund für „diese Welt statthaft bleibe, denn mit dem Ring

„empfing er ja die Braut." Hier schlossen sich die schönen Lippen, und keinen Laut hörte man seitdem von ihr.

Wie ein himmlisches Wesen, das schnell die irdische Hülle wieder abwarf, erschien sie jedermann, denn keiner kannte sie, noch wußte er ihr Erscheinen recht zu deuten. Doch Frau Margaretha gebot, beider Leichen in ein Grab zu legen; denn, sagte sie, wie zwei Leiber nur eine Seele hatten, so umschließe diese auch fortan nur ein Gehäus.

Sie bauete drauf um den heiligen Grabesstein ein Kloster zur Pflege wandernder Pilger, dessen Vorsteherin sie ward, in Liebe und Treue ihr Amt verwaltend. Und lange nachher als Neid und Haß Herrn von Bubenberg auf hundert und ein Jahr aus Bern vertrieben, und dieser mit der trostlosen Mutter zu seines Kindes Grab wallfahrtete, nahm die Gräfin die Unglücklichen auf, die sie erst lehrten, in das geheime Dunkel hineinsehn. Da webte die beruhigte Liebe aus stiller Tiefe ein Band um alle Herzen, und gab den verwaisten Eltern Trost im Unglück, bis das ewige Recht siegte und Herr Johann heimkehrte und Ehre und Friede mit der Familie Bubenberg blühete. —

Keusche Minne.

Zur Zeit, da der edle König René von Jerusalem seinem Vetter Carl von Frankreich zu Hülfe zog, gegen die unruhigen Pariser, da schlossen sich viel adelich sittige Ritter an ihn, vor allen Herr Wilhelm von Montfaucon und Ballon, dem es, als Carls Kämmerer, gebührlich und Noth war, seines bedrängten Königs Leib wie den eignen zu schützen. Deshalben verließ er sein Schloß zu Normandie, wo er sich gerüstet und viel Gutgesinnte an sich gebracht hatte, und stieß zur Fahne des Jerusalemschen Königs vor Paris. Dame Clementia aber, sein schön Gemahl, beweinte derweil ihre Einsamkeit in den verödeten Hallen, und zählte alle Stunden, bis es ihr vergönnt sein möchte, an den Hof der Königin zurückzugehen, denn sie war hochgesinnt und geselliger Lust sonderlich anhängend. Sie wußte auch nicht, was sie mit der langen Weile anfangen sollte; das finstere Schloß that ihr an Aug' und Herzen gar zu wehe, darum mochte sie sich noch am liebsten in ihrem Baumgarten ergehen, und in Gedanken oder mit dem zierlichen Pa-

gen Genebald allerlei sittige Gespräche führen. Das feine Kind, aus dem Geschlechte der Portamour, dem Hause der Gebieterin verwandt, trug große Liebe zu dieser im Herzen, und wußte ihrer müßigen Laune so lieb zu begegnen, daß sie ihn selten von ihrer Seite ließ. Auch war er überaus gelehrig, und was sie ihm an frommen Sprüchen wies, oder an sinnreichen Räthseln aufgab, das lernte und löste er zum Erstaunen. Ihr blühete die frische Rose recht am eignen Herzen auf, und die zarteste Hand pflegte so das zarteste Reis.

Einst, als sich die Dame zwischen zween Linden niederließ, die, aus einem Stamm erwachsen, sich auseinander gethan, recht als wollten sie ihr einen Sitz bereiten, und drauf die dunklen Häupter flüsternd über ihr zusammenbeugten, da ward es ihr gar heimlich, und sie hieß Genebald zu ihren Füßen im Rasen niedersitzen. Viel hundert goldne Bienen summten in des Baumes Blüthen, kleine Libellen mit den glänzenden Flügeln schwirrten über Grashalmen hin, alle Dinge schienen mit einander zu reden, und weiße Lilien und Tuberosen neigten sich, und strömten ihren würzigen Athem wie Musik über die räthselhaften Worte. Da sprach Clementia: sage mir, Kind, was pflegen Bäume und Thiere und Blumen für dunkle Gespräche, und was mögen sie einander sagen?

Der Knabe sann eine kleine Weile, dann stammelte er erröthend: sie reden allesammt von keuscher Minne, die nicht laut sein will? Und weshalben, fragte sie weiter, birgt Minne sich in dunkler Rede? O Dame, erwiederte jener, weilen niemals noch das rechte Wort funden ward, und des Herzens Lindigkeit und Zarte so groß ist, daß sie ein dreister Hauch zerreißt. Ei, Portamour! rief Clementia, hast wohl Liebe mit zur Welt gebracht, daß Du so viel von ihr weißt. Doch ein Knabe mag nicht rechter Liebe pflegen, ehe er zu seinen gescheiten Jahren kommt. Die Worte zunden Feuerröthe auf Genebalds Stirn, und, eine heiße Thräne im Auge, sagte er: Die Lieb' muß alleweg wachsen, und was ein rechter Baum werden will, der breitet seine Aeste frühzeitig nach dem Sonnenlicht. Da merkte Dame Clementia, wie es um ihn stund, und gedachte des jungen Herzens auf alle Wege zu schonen, wie auch Sinn und Gedanken mehr und mehr auf ritterliches Treiben zu lenken, damit er bald sein Amt als Schildknapp antreten und sich in kriegerischen Thaten hervorthun möge, denn sein Ruhm war ihrer Ehr' und Zuchten Preis.

Doch wie adelich und gefüge er sich auch in jedweder Rittertugend zeigte, so mochte er sich dennoch auf keine Weise der Herrin Dienst ent-

zieh'n, und niemals versäumt' er es, die hohe Frau zur Messe zu geleiten, ihren Rosenkranz und Gebetbuch zu tragen, und in Demuth und Frommheit hinter ihr zu knieen. Da traf es sich einmal, daß seine gefalteten Hände auf demselben Cruzifix ruheten, an welches Clementia ihr Haupt und den betenden Mund lehnte. Es zuckte ihm da durch Seel' und Leib, das Herz pochte ihm gewaltig, und er wußte nicht mehr, warum er so brünstig zum Himmel flehe, denn Wunsch und Gedanken flammten in Eins auf, und Minneglück, wie Rittertreue und Gottesfurcht, sproßten aus einer Wurzel auf, und schlugen die Zweige über ihn zusammen, daß er in dem grünen Netz wie ein schlafend Kind gar schuldlos lag. Als drauf Clementia aufstund von ihren Knieen, und ihre Chappe von *ihm* foderte, die sie beim Eintritt in die Capelle abgethan und über seinen Arm gehangen, war er so in sich gesunken daß er ihr in Gedanken die seine gab, so daneben hing, und da in solcher Zeit Männer und Frauen die Mäntel nach gleichem Schnitt und von selbigen Stoffen trugen, so merkte sie auch nicht sonderlich drauf. Doch kaum hatte sie das Seiden angethan, so goß es ihr glühend durch die Adern, nnd trieb das Blut all zum Herzen auf, so daß sie sich selber nicht mehr entgeben mochte. Sie sah sich um nach Genebald; der ließ seiner Dame Ro-

senkranz zwischen den Fingern gleiten, und sagte leise alle Gebete, so er von ihr gelernt. Es fiel ihr seine Schönheit gar wunderbar in die Augen, und sie wußte nicht, sollte sie diese, oder sein früh entfaltet männlich Wesen, mehr bewundern.

Da war es wohl zu rechter Stunde, daß ihres Herrn Boten eintrafen, und Ritter Montfaucon sie zu sich nach Paris und zurück an Isabellas Hof entbot, der glänzender als je, den Frieden feierte.

Als sie darauf in die Hauptstadt einzog, und Ritter Wilhelm den Genebald so groß gewachsen und Anmuthsreich wiedersah, klopfte er ihm freundlich auf die Schultern, und sagte gar hold: gewißlich, mein zierlicher Portamour, Du mußt bald Waffen tragen, denn alle Pfeile werden aus Deiner Hand treffen. Damit gewann er sich des Jünglings ganze Seele, und dieser schwor ihm in Gedanken Treue bis über'n Tod hinaus, und sagte ihm: Messire, wollet mich zur Stunde gebrauchen, denn mich verlanget nach solcher Ehr', an Eurer Seiten Männlich Gewerbe zu treiben.

Seitdem ward es gewöhnlich, daß er den Ritter auf Jagden wie bei Rennen und Stechen begleitete, und nach und nach vom Pagen-Stand zu dem des Schilbknappen überging. Deßhalb ihm Dame Clementia auch einstmals lächelnd sagte,

Ei, Genebald, wie bist Du mir so schnell untreu worden um meines Herrn willen, den Du nun mehr liebst als mich! Aber wie sie auch hierbei lächeln wollte, so that's ihr doch im Herzen wehe, den schönen Knaben aus ihrem Dienst zu verlieren, denn ihr war von des Mantels Gluth ein Fünklein in der Seelen geblieben, das sie nicht wieder löschen mochte. Doch viel schlimmer als ihr, ward Genebald bei den Worten. Er sah bleich wie ein Tuch, und vermochte nichts, als sich schweigend vor ihr zu neigen. In der Nacht aber, als sich die Dame unruhig unter ihrem weitem Betthimmel hin und her warf, da hörte sie den armen Knaben, dessen Kämmerlein hart über ihrem Schlafsaale lag, gar trübselig auf und nieder schleichen, wie jemand, der nicht in Freuden *mit sich leben* mag, weßhalb denn auch der Schlaf bei ihr nicht einkehren wollte.

Es kam aber endlich der Tag, an dem Genebald in seine neue Würde als Schildknapp feierlich eingeweihet und das Schwerdt um seine Hüften gegürtet werden sollte. Viele der Portamour und andere seiner Familie versammelten sich mit Kerzen in der Hand, um ihn zum Altare zu geleiten, wo der Priester sein harrete, die Weih-Messe zu lesen. Doch zuvor führte ihn Ritter Montfaucon in seiner Dame Gemach, damit sie ihn ihrer Dienste mit

Hulden entlaße. Er beugte ein Knie und küßte das Gewand, so er oftmalen getragen. Genebald, sprach Clementia, statt meiner seidnen Schleppen trägst Du nun harten Stahl in Deiner Hand, statt mir die fügliche Chappe umzulegen, lernst Du starre Rüstungen schnallen, und statt die Herren auf freudige Spatziergänge zu geleiten, begiebst Du Dich mit Deinem Ritter in wagliche Unternähmung, und wahrest und wachest über sein Leben; so entlaße ich Dich denn keinesweges meiner Dienste, sondern erhöhe und erweitere sie vielmehr, denn was Du meinem Herrn thust, thust Du mir, und so Du ein Schild bist seinem Leben, wehrest Du auch die Pfeile vom meinem Herzen. Darum kette ich Dich nur fester an mich, und mahne Dich, dieser Stunde all' Dein Lebtage zu gedenken. Damit schlang sie ein goldenes Kettlein von ihrem Halse, und hing es um Genebalds klopfende Brust. Ihm aber wuchs der Muth und die Treue mit der neu entflammten Liebe und Ehre; und er stand größer im Herzen und adelicher von seinen Knieen auf.

Königin Isabella hatte derweil ihre Freude an mancherlei Festlichkeit. Absonderlich beschäftigte sie die Versammlung ihres Minnehofes, deßen Aussprüche den Scharfsinn und die Einsicht vieler Mitglieder geprüft, wie auch manch Gemüth beruhigt hatten. Dame Clementia trug sich schon lange

mit einer Frage, die sie dem eignen Gewissen vielmals vorgeführt, doch nie beruhigende Antwort gewonnen hatte. Als nun wiederum Gericht gehalten ward, und Damen und Herren um den Goldbefranzten Stuhl der Königin saßen, die sich noch erwarten ließ, damit jedes die Gedanken desto beßer sammle, sann sie drauf, wie sie ihre Worte geschickt stelle, ohne des Herzens Unruh zu verrathen. Es ging bald darauf Alles seinen Gang, und als nun die Reihe an sie kam, zu sprechen, sagte sie: es wollte jüngst unter Vielen, die gegeneinander stritten, die Frage verlauten: ob es einer verehelichten Frau gezieme, außer ihrem Herrn einen Freund zu haben, deßen Bild sie in aller Zucht und Ehrbarkeit im Herzen tragen möge? und wie und in welchen Maaßen solche Minne sich arten und an den Tag legen dürfe?

Fürwahr, Dame, entgegnete die Königin, Eure Frage ist gar ernsthaft, und weislicher Beachtung werth. Drum, Ihr Herren und Frauen, prüfet Euer Denken daran, und laßt ein Gutachten vernehmen.

Die Ehe, sagte Bertrade, der Königin Ehrendame, ist ein heiliger Bund mit Gott, und niemand mag zween Herren dienen, denn es werde der Eine durch den Andern zu Schanden, deshalb

gilt ein Gebot gegen viele Verlockungen, wie ein Gott über viel Nebengötter siegte.

Dennoch fiel René, der viel edle König, ein, ist Minne ein frei Geschenk des Himmels und niemand mag es von sich weisen, noch sein verächtlich gedenken; auch darf ein Herz sich adelich und tugendreich halten, drin ächte Minne wohnt, denn diese ist ein Blume, welche des Engels Hand aus dem Paradiese pflückte, und den vertriebenen Menschen mitleidsvoll nachwarf in die dunkle Erde, damit sie Saamen streue, draus ritterlich Thun erwachse. Dieweil nun der Saamen nicht gesäet ward in Gottes Willen, sondern ungleich verstiebte durch zärtlich Erbarmen, so mag es niemand Wunder nehmen, deßelben etwas in seinem Herzen zu finden, des gegen Regel und Gebot drinn keimt und Wurzel faßt, noch sich anmaßen, es herausreißen zu wollen, denn solch Gewächs reicht mit der Krone in den Himmel und ziehet den ganzen Menschen mit hinauf.

Eurer Weisung nach, Herr König, nahm Isabella das Wort, würde ehliche Liebe geheiligt sein, durch ihr Richten zum Himmel, und es dürfte sie die eheliche Frau hegen, so fern sie keine Früchte auf Erden davon erwartet? Da nun Frömmigkeit allein Liebe würdig macht, so muß jedwede Buhle wissen, wie sie mit sich selber steht, und es ist nur

durch ihre Reinigkeit zu bestimmen, ob sie in ihres Herzens Wünschen vor Gott bestehen mag. Immer aber muß sie sich in Worten wie in Gedanken wägen und zügeln, und darf sich nur durch grosartig Thun Kund geben vor den Menschen.

Auf die Weise gab auch Dame Bertrade keuscher Minne Freistatt in verehlichter Frauen Herzen, und das Gericht ward mit der Letztern Ausspruch aufgehoben.

Als nun Clementia um vieles ruhiger, der Königin Säle verließ, und in ihr Gemach eilte, sich vor sich selber zu prüfen, so begegnete sie Genebald. Dieser beschwor sie, ihm noch einmal die Gunst zu gestatten, ihren Schlepp zu tragen, und sie zurück zu ihrem Pallast zu geleiten. Sie ließ es geschehen, mit gar freundlichem Blick und vertraulichem Kopfnicken, daß Genebald kaum seiner Freude Herr ward. Da sie nun ankamen, und Clementias Frauen sie umgaben, so ließ er sich demuthsvoll auf ein Knie nieder, und, als beuge er den Kopf in schweigsamer Ehrfurcht, küßte er verstohlen das feine Kettchen auf seiner Brust, welches die Dame alsbald mit dem süßesten Beben erfüllte.

Von da nun ward es, wohl unverabredet, doch einverstandene, Sitte zwischen beiden, daß Genebald, so oft er seine Dame ersah, das feine Gold-

geflecht an die Lippen drückte, und sie ihm mit zärtlichem Blick dankte.

In so heimlichem Versteh'n ging eine feine Zeit hin, in welcher jedwedes froh in sich selber war, und sich der Lust des Andern erfreute. Doch Glück mag keinen Bestand haben auf Erden, und Freude ihr Ziel finden.

Es war just, daß ein Oehm Herrn Wilhelms von langer Pilgrimschaft heim und bei dem Vetter einkehrte. Dieser wußte nun wunderbare Dinge aus dem Morgenlande zu erzählen, und hatte selbsten so gar hohe Miene und so durchdringlich Aug und Wesen, daß seine Worte fremd, und wie aus jenseitiger Welt, erklangen. Zudem hatte man ihm längst todt geglaubt, und war sich kaum seines vorigen Ansehns erinnerlich. Es erweckten daher die scharfen, vom Alter herausgehobenen, Züge, die sprechend einem Bilde des Ahnherrn der Montfaucon glichen, allewege ein leises Grauen. Einst an der Abendtafel, als dem eigentlichen Lab- und Freudenmale des ganzen Tages, saßen die Herrschaften gar lang bei Wein und Gespräch, so daß die Lichte niederbrannten, und die Gestalten lange Schatten an den Wänden warfen. Genebald stand hinter seines Herrn Sessel, Clementia und dem Pilgrim gegenüber. Dieser sprach so eben von der Schädelstätte des Herrn, und wie freche Hände frü-

herhin der heidnischen Göttin Venus einen Tempel dort erbauet, der so lange gestanden, bis Constantin selbigen niedergerißen, und das heilige Kreuz auf den geweiheten Ort gepflanzt habe. Dafür, setzte er hinzu, rächet sich nun die Göttin, und wie man ihr das Kleid zerbrochen, so schlüpfet sie vielmal in fremde, heilige, Gewande, und schleicht sich in die Tempel Gottgeweiheter Herzen, die sie entweihet durch lüsternen Athem, der wie Südeswind die Geister lähmt, daß sie nicht streiten mögen. Genebald horchte der Worte, und als ihn die Herrin eben ansah, war es ihm, als streiche eine kalte Eisenhand über seine Augen, daß er sie nicht aufschlagen mochte.

Doch Clementia sah nur ihres Buhlen bleich und abgewandt Gesicht. Drob zagete ihr Herz, und alle Fragen, die seit lange drauf lasteten, begonnen sich zu regen, und drängten hinauf zu den Lippen. Dieweil nun des Pilgrims Rede am feurigsten strömte, zog sie eine Nadel aus ihrem Busenschleier und grub damit, als spiele sie in Gedanken, die Worte auf ihres güldigen Bechers Rand.

Wenn Nacht wird ha'n gelöschet alle Licht,
Dann leuchte Du mein lieblich Mondgesicht;
Sieh' spielend hin durch grüne Bogen,
So dunkelnd weißen Stein umzogen,
Wehr' ab der Wolken bleichen Dunst,
Nacht leihet stillem Scheine Gunst.

Somit rief sie Genebald, und hieß ihm in frostigen Worten, ihr zu Trinken geben. Doch er hatte sie wohl beachtet, und las die Worte, und wie er sie verstanden, so wußte er nicht, ob noch ein seliger Geschöpf auf der weiten Erde zu finden sei. Er taumelte in des großer Herzens Lust, so daß Ritter Montfaucon meinte, er sei schlaftrunken, und Mitleiden mit seiner zarten Jugend hatte, weshalb er huldreich die Tafel aufhob, und lächelnd zu den Uebrigen sagte: „dem Kinde dort winken fro„he Jugendträume, stören wir sie weiter nicht."

Da nun alles stille ward, schlich sich Genebald leise nach dem grünen Bogengange, der seiner Dame Fenster beschattete. Die Nacht war so lind wie seines Herzens Wünsche, uud während Menschen und Thiere schliefen, regten sich die Blumen stärker, und rauschten und dufteten und harreten auf ihren kleinen Buhlen, den weißen Nachtvogel, der oftmals an Genebald hinschwirrte zu den geöffneten Kelchen; Glühwürmchen leuchteten dazu, so daß Alles einem lustigen Feste glich, daran sich Genebald eine lange Zeit, wie an seinem eigenen kommenden Glück, erfreuete. Als aber dies immer noch außen blieb und er kein anderes Liebegeflüster als das der Blumen vernahm, ward ihm bang um's Herz, und sein groß Erwarten wandelte sich plötzlich in Pein und Besorgniß. Er ging wohl hin

und her, und starrte nach der Dame Fenster, aber da blieb Alles still. Der Mond spielte an den gemalten Scheiben und die vielen Farben flimmerten Genebald wie Regenbogen vor den Augen. Bald verschwand ihm Schloß und Fenster, er sah nichts als grün und violettrothe Flämmchen die durch des Gebüsch hin und her tanzten, recht wie böse Träume, die Nachts aus der Erden steigen. Es ward ihm ganz wirrend im Sinne, und er wußte nicht, höre er recht, als viel helle Trompetenstöße und kriegerische Musik zu ihm herüberschallte, Trommeln und Pferdegewieher füllten bald den nahen Schloßhof, viel bekannte Stimmen klangen wild durch einander, und preßten Genebalds Herz in brennender Qual zusammen, Herr Gott! Herr Gott! rief er, was nun zu thun! Mir bringt mein Gehen und Bleiben wohl gleiche Schande. Er wagte es nicht, sich aus seinem Versteck hervorzumachen, aus Furcht der Dame Ehre zu kränken, wenn er Nachts aus ihres Gartens Mitte plötzlich vor Leute träte. Deshalb rannte er ganz außer sich hin und her, und hob die Arme in die Höhe und breitete sie in die Luft, und meinte, Gott werde ihm Flügel geben, daß er über Garten und Stadt hinweg zu die Ausziehenden stoßen könne. Denn Muth und Blut sagten ihm, was der Lärmen bedeute, und Liebe und Kriegeslust jagten ihm zwi-

schen sein und seiner Dame Ehre, wie ein geängstet Wild. Da stand plötzlich der Pilgrim vor ihm. Das Kreuz auf seiner Brust leuchtete wie ein herabgefallener Stern unter der andern Sterne Schein. Seine Mine war ernst und fast strafend. Was zauderst Du, sprach er, derweil alles Volk der Franken auszieht, und Dein Herr mit den Seinen nicht der Letzte sein wird. Genebald zitterte vor Scham und Schmerz. O adelicher Herr, rief er mit demuthsvoller Geberde, wollet nicht unfüger von mir denken als ich es verdiene. Er war vor dem Pilgrim auf die Knie gesunken, und beugte den Kopf in die gefalteten Hände. Da segnete ihn der Pilgrim, und nahm ihn bei der Hand und führte ihn, so daß Genebald selbst nicht wußte, wie er zu den Andern kommen sei. Er besann sich erst als er des Herren Barberroß am Zügel hielt, und viel Diener mit Fackeln vor dem Grafen hergingen. Dieser weilte noch einen Augenblick in des Hauses Thür und überschauete musternd Roß und Reiter. Genebalds ganzes Herz flog ihm entgegen, wie er so ruhig dastand, die Arme übereinander geschlagen, so daß der goldne Balken im blauen Wappenschilde, auf den Küris eingeätzt, ihm Brust und Herz deckend, sichtbar blieb. O, dachte er, gieb mein Gott, daß ich ihm ein Balken werde, an dem alle Stöße und Stiche, die seinem Leben dro-

hen, abprallen! Als er nun die Bügel hielt, und der Herr sich auf sein Pferd schwang, da lächelte dieser, und sagte: Genebald, jetzt geht es an einander Stechen und Rennen, die Englischen haben sich uns zum Ziele gestellt, da wird sich's zeigen, was fränkischer Adel im Spiele gelernt. Genebald wollte antworten, aber seine Seele war so voll Liebe, Kampfeslust und Wehmuth, daß er seinen Mund schweigend auf des Grafen goldne Schärpe, so Clementia gewirkt, drückte, und ihr und ihm im Innern Leib und Leben weihete.

Von da drängte es nun wie Meeresgebraus durch die Gaßen hin. Ritter und Knappen, allen verlangte nach dem Feinde, der fränkischen Boden betreten hatte. Ein tapfer Gemüth mußte dort sein selbst vergeßen. Auch ward Genebalds Brust weiter, denn je. Er sog seines Frankreichs Luft mit Schmerzen ein, seit fremder Athem sie verpestete. Und wie er Gott und die Seinen von Herzen liebte, so mußte sein Blut den Englischen immer kochender entgegenströmen. Was er auch sah und hörte, es flammte zehrend durch seinen Sinn, denn des Grafen Seele schien ihm so Inhalts schwer, und seine Worte so verheißend auf einen großen Tag hinzuweisen. Er ritt voll ungeduldiger Jugendlust an des Herren Seite, und sah ihn oft fragen

gend in die dunklen Augen, doch die erspäheten fernes Ziel und mochten ihm nicht Antwort geben.

Als sie nun in die Ebnen vor Agincourt kamen, da schwoll Allen das Herz und der Muth, denn sie meinten, die Englischen zu fahen, und hatten es so gewiß, wie ihr eigen Leben. Deshalb gedachten sie, am Abend einige Stunden zu ruhen, und lagerten sich umher auf dem Boden. Der edle Montfaucon lag unter einem Baume, und ließ sich das Panzerhemd lüften, und Helm und Halsberge und Küris abschnallen. Genebald stellte solche in des Baumes Vertiefung, dann setzte er sich daneben auf einen Vorsprung am Stamme, so daß des Ritters Kopf an seinen Knieen ruhen mochte. Diesen ließ indeß ein groß Erwarten lange Zeit keine Ruhe finden. Er fuhr oftmals in die Höhe, und wandte den Kopf nach allen Seiten, als müsse etwas kommen, das er kommen fühlte. Erst spät lehnte er sich zurück an Genebald, und die Hände auf der Brust gefaltet, schlief er ein. Der treue Knappe saß über ihm, in großer Furcht, ihn durch ein unbeacht Bewegen zu erwecken; deshalb erwehrte er sich des Schlafes mit aller Kraft. Den rechten Arm auf sein Knie gestützt, ließ er den Kopf drauf ruhen, und dieweil er draußen nichts sehen konnte, so sah er in sich allerlei liebe Bilder. Doch bald kam ihm Alles höchst wunderbarlich vor. Die Jah-

eszeit war schon rauh, die Nacht sehr schwer und kühl, die alte Eiche rauschte und schüttelte ihre trocknen Blätter auf die Schlafenden, die Genebald in den Nachtschatten wie verzauberte Riesen vorkamen, bei denen er Wache halten solle. Ihm grauete fast, und er fuhr jedesmal zusammen, so oft die Eiche ihr Haupt nach ihm zu neigen schien. Endlich flammte der erste Morgenstrahl herauf. Genebald wollte sich deß 'freuen, da ließ der Stahl im Baum zu dreimalen solch Klingen ergehen, als sei etwas gesprungen. Genebald fühlte sein Herz vor Schrecken spalten, er grif nach dem Küris und riß ihn dem Tageslichte entgegen. Der rothe Morgenschein aber warf einen blutigen Streifen über den goldenen Balken. Jesus! mein Herr: schrie Genebald! Alle fuhren auf, er ließ die Arme schweigend sinken, die Andern glaubten, er habe geträumt, doch ihm war der Klang in die Seele gefallen, die nun in großer Angst bebte. Du liebes Kind, sagte der Ritter, Du warst wohl mein guter Engel und hast uns zu rechter Stunde erweckt. Komm denn, mein Genebald, und lege mir die Waffen an, die Du schon in Händen hältst, es ist wohl an der Zeit. Der arme Knabe wußte nicht, wie ihm war. Die Finger zitterten ihm und wollten zum erstenmal ihren Dienst schlecht thun. Es ging ihm nichts von Händen; er schnallte, und schnallte wieder und

nichts wollte nach rechter Weise sitzen, doch der Ritter reichte ihm dennoch gar freundlich die Hand und bestieg drauf in Gottes Nahmen sein Roß.

Die Welt hat es seitdem oftmals gehört, wie viel des fränkischen Adels an jenem Tage fiel. Genebald hielt neben seinem Herrn, und fing manchen Hieb mit seinem Schilde auf; doch als die Speere immer dichter rauschten, und kräuselnde Staubwolken die Blicke dunkelten, da mocht' er's nicht länger wehren, daß ein Lanzenstich zwischen die lose geschnallte Halsberge hindurch glitt, und das edelste Blut den Rasen deckte. Aus großer Liebe hatte Genebald der Vorsicht nicht genug gethan. Wie ihm das Herz gebebt, so bebten ihm auch die Finger, und weil er aus vieler Sorge sorglos gewappnet, mußte der Herr fallen. Mein Portamour, stammelte Ritter Monfaucon, trage die Seele im Gebet zum Himmel, die Erde mag dem Leibe Ruhe geben!

Was drauf geschah vor Agincourt, wie alles Leid der Zeit, das trugen schlimme Boten gar schnell nach Paris und vor Clementias Ohren. Diese hatte von jenem Abend, wo sie der Kriegeslärm so unerfreulich aus ihren Träumen riß, keine ruhige Stunde gehabt. Es lag ihr etwas auf der Seele, was sie nicht kennen mochte und doch nicht los werden konnte. Es sah fast so trüb-

selig aus, wie ihr eigen Herz, das immer matter und banger schlug. Als nun die Trauerpost eintraf, da fiel es ihr wie Schuppen von den Augen, und sie ersahe ihr großes Leid, das immer an ihrer Seiten gestanden hatte. O Herr Gott! wieviel mußte sie da weinen. Der Athem stockte ihr in der kranken Brust, sie konnte kaum noch fragen, wie es mit Genebald geworden und wo er hingekommen sei? Der, Dame, erwiederte der Trauerbote, weil er des Herren Fall durch üblen Dienst verschuldet, ist er fast von Sinnen kommen. Es haben ihn der Unsern viele am Meeresstrand gesehen, wie er sich trostlos gebärdete, und wohl zuletzt in die Fluth hinabgestürzt sein mag. Doch wollen Andere sagen, er sei mit einem Pilgrim gewandert, der ihn nach Jerusalem geführt habe. Wie dem auch sei, er ist plötzlich verschwunden und keiner mag recht eigentliche Kunde von ihm geben.

Clementia hörte nicht so bald die Worte, als sie todeskrank auf ihr Lager fiel. Sinn und Gedanken vergingen ihr, sie konnte ihr banges Weh nicht fassen und nicht los werden. Es zehrte ihr an Leib und Seele, so daß die zarten Glieder welkten, und Fieberhitze alle Ruhe von den weichen Kissen jagte. Sie warf sich hin und wieder, und mochte nicht bleiben, und konnte dem innern Leide

nicht entgehen. So lag sie manche Woche ohne Hülfe und Linderung. Da kam ihr unter vielen Bildern auch die Erzählung des Pilgrims von des Herrn Schädelstätte wieder in die wirren Gedanken. Sie sah den Venustempel zerbrochen, die Leidenszeichen wieder an's Licht treten. Die Nägel waren aus dem Kreuze zur Erde gefallen, und draus viel hochrothe Nägelblümlein erwachsen, der Speer aber war ein Lilienreis worden, unter dem die Jungfrau Maria saß, zu ihren Füßen die Heiden-Göttin Venus, recht aufmerksam auf der Jungfrau Worte hörend, und wie sie hörte, da ward sie immer kleiner, zuerst, wie ein Kindlein, das Schwingen bekam und zuletzt, eine weiße Taube, die in Marias Schoos flüchtete. Die liebe beruhigende Erscheinung stand fest vor Clementias Seele, und löschte nach und nach die Fiebergluth. Als sie wieder zu sich kam, da erbat sie nur so viel Kraft vom Herrn als sie zu einer Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande brauche. Der Herr erhörte sie auch, denn sie genas von Stund an und nahm zu an Kra'. und Willen. Als nun der Christmonat kam, da vertheilte sie all' ihr Gut und Geld und machte reiche Spenden an Klöster und Kirchen, behielt auch nichts als jenen Mantel, der ihr so lieb geworden, wie der eigne Leib. In diesen wickelte sie sich, verhüllte den Kopf in eine Kappe und ging

schweigend zum Pallast und der Stadt hinaus. Viele mußten weinen, als sie die hochgesinnte, adeliche, Frau so demüthiglich wandern sahen; doch sie selbst dachte nicht viel an sich, und mochte deshalb nicht klagen. Im Gegentheil, wie sie über dem gefrornen Boden hinging, kam ihr die Welt recht todeskalt vor, und sie sehnte sich ihrer süßen Maienlust nach, die weithin über's Meer gezogen war. So kam sie denn an die große Seestadt Bologna. Viel Schiffe mit weißen, ausgespannten, Segeln lagen davor. Alles darauf sah fremd, und wie zu einer andern Welt gerüstet, aus. Clementia ging zu einem der Schiffherrn, und da sie erkundet, wohin die Reise gehe? bat sie bescheidentlich um einen Platz während der Ueberfahrt nach Ptolomais. Dieweil sie nun aber auf günstigen Wind warteten, mußte sie sich noch eine Zeit in Geduld faßen, was ihr schwer ankam; denn mit den schwellenden Segeln schwoll ihr auch das Herz in sehnsüchtiger Unruh. Sie mochte auch ihr abgeschieden Wesen nicht länger unter den neugierigen Menschen umhertragen, deshalb ging sie die langen Tage zwischen den Küstengebirgen umher, und wenn die See nun so fernab rauschte, als sage ihr die Welt Valet, dann ward ihr recht wohl, und sie wünschte, ihr Leben hier in der wilden Einsamkeit wohl zu beschließen. Da kam sie eines Tages an zwei Fels-

spitzen, die auf solche Weise einander gegenüber standen, als seien sie früher Eins gewesen, und ein wunderlich Geschick habe sie zerspalten. Auf dem einem Stein war ein Kloster erbauet, das grau und ernsthaft in das Thal hernieder schauete, der andere aber hegte eine Schluft, in der sich Clementia niedersetzte. Ihre Blicke trugen die Gedanken nach den hohen Klostermauern und den kleinen Zellchen dahinter, die manch stilles Leben in ihrer Feste hegten. Die Fenster im obern Stockwerk sahen nach der Tiefe hinunter, und, ob sie gleich ein Eisengitter wahrte, so glaubte Clementia dennoch eine Gestalt zu bemerken, die im Abendgolde wunderbar hinter den Scheiben glänzte. Ihr thäten die Augen zuletzt von vielem Sehen wehe. Wie sie diese nun zurücksenkte, und das Kämmerlein in des Felsens Herzen genauer betrachtete, auch die dunklen Schiefer-Platten umher ansahe, so las sie auf einer derselben die Worte mit Stahle eingegraben:

Lieb' Erde, wollest hegen
Mein Rößlein und den Degen,
Die hier begraben sind.
Ade ihr Waffen helle,
Ich geh in meine Zelle
Ade sag ich der Welt,
Seit Panzer, Du geklungen,

Ist mir das Herz gesprungen
Todt Welt und Minneglück.

O Genebald! schrie Clementia, Du holdes Maienglöcklein, mußt Du im Schatten ungesehen sterben! Mein zierlicher Degen, ist der harte Stein deine Scheide worden, und sollst du in Grabesdunst verrosten! Sie warf sich auf den Boden, umfaßte den Stein viel tausendmal, und weinte, daß es war, als wolle sie ihren letzten Athem aushauchen. Da trat der Pilgrim zu ihr, und faßte sanft ihre Hand. Weinet nur, Dame, sprach er, Liebe muß auf Erden mit Thränen genähret sein, damit sie im Himmel blühe. Clementia schreckte vor Herrn Montfaucons Oehm zusammen, doch schmiegte sie sich an seine Knie, und flehete um Nachricht von Genebald. Es zeigte aber der Pilgrim sehr ernsthaft nach den glänzenden Scheiben am Kloster, und sagte, der Herr wendet sein leuchtend Antlitz zu ihm hin, und erhellet seine Seele. Seinetwegen sorget nicht, denn er thut dem Herzen Gnüge in steter Buße. Indem rief das Schiffsvolk ein lautes Hurra auf den Fahrzeugen und lichtete die Anker zur Abfahrt. Clementia hörte den Ruf. Sie gedachte ihres Gelübdes, und freuete sich, das geängstete Herz an des Heilands Herzen zu tragen. Drum nahm sie ihren Wanderstab, und den Pilgrim grüßend, ging sie zu den Schiffen. Hier setzte

sie sich ganz still, abwärts von den Gefährten, und ließ sich von den Wellen sonder Aengsten und Gefahr, an die fremde Küste führen.

Seit Genebald im Kloster ihren Augen entzogen blieb, hatte sie auf Erden nichts zu sehen und nichts zu suchen, als den Frieden mit Gott. Sie achtete auch nicht Beschwerde und Noth, und ging durch Hitze und Staub dem Grabe des Herrn zu. Wie sie nun da knieete, und mit der süßen, lauen Luft, Himmels-Athem einsog, war ihr, als ließ sich ein weißes Wölklein zu ihr nieder. Doch erkannte sie es bald anders, es war eine milchweiße Taube, die sich schmeichelnd auf ihre Schulter setzte. Clementia meinte, sie bringe ihr Genebalds Liebesgruß, den ihr der Herr selber zuschicke, deshalb streichelte sie das zarte Thier und drückte es lieb an ihrer Brust. So oft sie nun am Grabe geknieet, kam das Täublein wieder, und als sie sich endlich zur Rückfahrt anschickte, saß die Taube auf ihrer Hand, und ließ sich von ihr zu Schiffe tragen.

Nach Mondenlanger Fahrt kamen endlich beide in der Felsschluft an. Clementia breitete ihre Arme dem stillen Klosterfenster entgegen, da flog die Taube an die Eisenstäbe hinan, und brachte Genebald Clementias Grüßen. Diese mochte fortan keinen andern Wohnplatz suchen. Sie bauete sich ein in die Steinkammer, und führte nur Gespräch mit

dem gefiederten Boten, der ein lebend Band ward zwischen ihr und Genebald.

So vergingen Lenz und Sommertage. Als der Christmonat zum zweitenmal wiederkam, und der Tod Clementias Herz endlich brach, da flatterte die Taube Nachts an Genebalds Fenster, und girrte, und schlug den kleinen Schnabel an die Stäbe, bis er erwachte und heraus sah. Er verstand schon, was sie bringe, und ließ sie ein an sein Herz. Drauf setzte er sich still dem Fenster gegenüber, bis es tagte. Da sah er wie der Pilgrim Clementias Grab machte. Er sah und sah, bis ihm die Augen von vielem Weinen zufielen, und das Leben entfloh. Da hatte alles Leid ein Ende. Die Klosterbrüder legten seinen Leib neben die Geliebte und beide schliefen still und selig neben einander.

Abschied vom freundlichen Leser.

Ihr kamt herein, als frischer Morgen blühthe,
Ihr geht hinaus im ernsten Abendstrahl;
Willkommen! rief ein Kind voll seel'ger Güte,
Fahrt wohl, sagt Euch ein Mann in starrem Stahl;
Doch dieses nord'sche Erz und jene Blüthe
Berief allzwei der edlen Dame Wahl;
Die Blüth', um süß Vergeßen draus zu trinken,
Das Erz, Euch in die Welt zurück zu winken.

Damals verhüllt in duft'ge Dunkelheiten
Lag vor Euch noch des Gartens Räthselspiel;
Nun sind belebt, bewohnt, die blum'gen Weiten,
Enthüllt im Tanz, manch ernst, manch heitres Ziel.
Laßt Euch von mir in Freuden rückbegleiten,
Ihr Güt'gen, denen's wohl allhier gefiel,
Und auf dem Heimweg schaut in meinem Schilde
Erinnernd gern den Abglanz der Gebilde.

Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Von der Verfasserin dieser Kleinen Erzählungen sind bis hieher bei J. E. Hitzig in Berlin erschienen, und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Rodrich. Ein Roman in zwei Theilen. kl. 8. 2 Thl. 12 Gr.

Drei Märchen von Serena. 16. 16 Gr.

Die Frau des Falkensteins, ein Roman in zwei Theilen. 8. 1 Thl. 12 Gr.

Briefe über Zweck und Richtung weiblicher Bildung. (Auch unter dem Titel: Taschenbuch für denkende Frauen 1811.) 12 Gr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Fouqué, Caroline de La Motte-,

Kleine Erzählungen

Berlin 1811

P.o.germ. 1177 f-2/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10117336-7